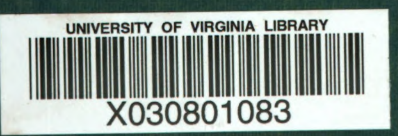
HANS W. FISCHER

Die Schädelstätte

Von Menschen und Kaffern





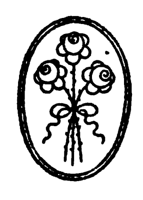


Hans W. Fischer:
Die Schädelstätte

Hans W. Fischer

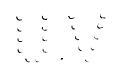
Die Schädelstätte

Von Menschen und Kaffern



1921

Rösl & Cie., Verlag München.



Dieses Buch ist Frucht eines fünfundvierzigjährigen Lebens, das wahrhaft gelebt wurde. Darum ist es gespeist aus den gleichen Quellen wie alle wahrhaft lebenden Bücher dieser Zeit. Es sind Berührungen und Zusammenhänge da mit Barlach, mit Hiller, mit Blüher, mit Vogeler, mit Spengler. Der tiefste, wurzelhafte Zusammenhang führt zu meinen eigenen Arbeiten seit 1900, deren erste geraffte Zusammenfassung mein Buch „Der Dreißigjährige" — geschrieben 1908, veröffentlicht 1910 — war. Es steht keine Zeile hier in diesem Buche, die nicht aus dem ei-

genen Leben bestätigt wäre. Es ist Zeugnis, Weg und Schicksal, und indem ich es abschließe, fühle ich deutlicher als je den Plan, in den sich meine gesamte Arbeit von Anbeginn bis in die Zukunft ordnet.



Von der Wahrheit und dem Schicksal

Wenn du auf Weisheit erpicht bist, so zeuch nach Darmstadt, dort wird sie dir mit der Kelle eingefüllt werden. In diesem Büchlein wird dir etwas anderes verabreicht: Wahrheit; nichts als Wahrheit; immer wieder Wahrheit. Das ist weniger: denn die Weisheit erhebt den Anspruch, allgemeingiltig zu sein, während die Wahrheit immer nur in dem einzelnen wohnt. Das ist mehr: denn die Weisheit verpflichtet zu nichts, während die Wahrheit tyrannisch fordert. Der Beschauliche sucht die Weisheit, der Handelnde die Wahrheit.

Es gibt tausend Vorstellungen, aber nur eine Wirklichkeit. Sie heißt: die Welt.

Es gibt tausend Möglichkeiten, aber nur eine Gewißheit. Sie heißt: das Selbst.

Es gibt tausend Wege, aber du gehst nur einen. Er heißt: das Schicksal.

Stößt die Welt — die wirkliche — und das Selbst — das gewisse — zusammen, so entsteht Schicksal. Mag das Leben als ein dunkles Rätsel gelten, ein Tasten von Finsternis zu Finsternis: in dem Augenblicke, da Schicksal wird, springt ein Funke auf, in flammenhafter Helle steht das Einmalige, Unwiderrufliche, in dem Welt und Selbst und Weg besiegelt sind. Ein Ruck durchfährt dich, ein Blitzschlag, Glück und Bedrohung zugleich, das Bewußtsein unentrinnbarer Entscheidung. In diesem Augenblick ist die Wahrheit. Je fragwürdiger die Welt, je vielfältiger dein Selbst ist, um so häufiger und stärker wird der Anprall sein, in dem du die Wahrheit packst oder sie dich. Denn du magst hinschreiten wie ein Jäger, geschärften Sinns, gespannten Nervs, jeder

Überraschung gewärtig — dennoch überfällt sie dich oft so jäh, daß dir das Herz stockt. Sie ist das unmittelbarste der Erlebnisse. Sie wirft, eine Fackel, ihr Licht vor- und rückwärts auf deinen Weg. Wahrheit und Schicksal sind eins im andern, untrennbar: man kann nicht zwischen ihnen wählen. Beides oder nichts!

Es gibt ihrer, die das Erlebnis der Wahrheit nicht kennen, weil zwischen der Welt und ihrem Selbst keine Spannung aus dem Gegensatz besteht: kindhafte Seelen, schlichte Heilige, harmlose Blöde. Für sie gibt es auch den Begriff des Schicksals nicht; sie leben und sterben ab wie Pflanze oder Tier. In uns allen lebt eine Ahnung von diesem Dämmerzustand fort, und manchmal dünkt es dem Gehetzten, Zerzausten, Zerrissenen Wollust, sich in diesen Untergrund des Daseins sinken zu lassen, um die Ruhe und den Einklang zu schmecken. Letztes Ziel aber könnte das nur für einen sein, der auf

Schicksal oder Wahrheit gänzlich verzichtete. Wer vom Apfel der Erkenntnis gegessen hat, vermag solches nicht, es sei denn, daß er seinen Weg bis zum äußersten Ende gegangen ist und sich vor dem Nichts sieht.

Der Wahrheit gänzlich zu entgehen, ist schwer auch für den, der Angst vor ihr hat; sie steht auf, wo man sie nicht vermutet. Aber die meisten tun, was sie können, um sie zu vermeiden. Sie versuchen, durch Abwehr und Anpassung die Zusammenstöße und Reibungen zwischen Welt und Selbst zu verhindern und zu glätten. Sie haben nicht den Willen zum Schicksal, sondern sind bange vor ihm. Weil sie wissen, daß sie nur eins, ein einziges haben, scheut ihre Feigheit den Augenblick der Entscheidung, der es festlegt. Unzählige Geschlechter haben daran gearbeitet, zwischen Welt und Selbst schützende Mauern zu ziehen; keine noch erwies sich fest genug, immer wieder schlug die übergewaltige Faust die Bresche,

durch die die rohe Wirklichkeit in das gehegte Dasein stürmt. So blieb schließlich nichts übrig, als den Menschen zu entselbsten. Es gelang nicht immer und niemals vollständig, immerhin aber so weit, daß die Vielen garnicht mehr imstande sind, der Welt eine wirkliche Persönlichkeit entgegenzusetzen. Die Härte trifft nicht mehr auf Härte, sondern auf eine erweichte Masse, die sie zu formen, zu beschädigen und zu zerquetschen vermag, aber ohne daß ein Funke springt. Das bedeutet, daß an Stelle des Schicksals etwas Äußerliches getreten ist: der Zufall, der den Zusammenhang des Daseins zerreißt, während das Schicksal ihn herstellt. Damit aber wird das Leben, mag es auch noch so zweckmäßig und zielbewußt geführt scheinen, sinnlos; sinnlos der Tod.

Andre, bei denen diese Auflösung nicht gelang, verleugnen das Erlebnis. Sie sehen wohl den Weg, den der Blitz der Wahr-

heit vor ihnen aufreißt, fürchten sich aber, ihn zu gehen. Von dieser Feigheit ist kaum ein Sterblicher zeitlebens freigeblieben. Aber es ist schon Gewinn, die Wahrheit gesehen zu haben. Sie ist schwer umzubringen. Ins Innere zurückgedrängt, wird sie nicht ohne weiteres weggesogen und verdaut, sondern setzt sich um in schlechtes Gewissen, Reue und Sehnsucht. Keine Frage, daß dies oft des Menschen bestes Teil ist und jedes Dasein reicher macht, sofern sich nicht durch allzubeharrliche Gewöhnung der Organismus endlich doch abstumpft wie gegen Heilmittel und Gifte. Aber hinwiederum können sich durch die starke Stauung Kräfte bilden, die schöpferisch werden und Werke und Taten zeugen, in denen die zuvor tausendfach verleugnete Wahrheit in tausendfacher Glorie strahlt. Dann ist die Schuld bezahlt, der Mensch wiederum zu seinem Schicksal erlöst; dann heiligt die Liebe zum Schicksal nachträglich den ganzen zu-

rückgelegten Weg und gibt ihm Sinn.

Etliche wieder bejahen das Erlebnis der Wahrheit von vornherein. Sie fordern das Schicksal heraus. Vielleicht ist das Frevel: seis darum! Man kann ein unzähmbares Bedürfnis haben, einmal frei von jeder Verstrickung, ledig jeder Fessel, nackt in dem grellen Licht der Wahrheit zu stehen. Ich hasse die Beicht- und Bußbücher, verachte die eitlen Schächer, die sich an die Brust schlagen, um Verzeihung begangener oder künftiger Sünden zu erschleichen; die bekennen, um mit der Wahrheit den Vorteil zu ködern und am Ende selbst den lieben Gott zu begaunern. Ich bin keinem Menschen und keinem Gott Rechenschaft schuldig: nur mir. Ich liebe die Kraftprobe. Wir sind viele, die unter der Lüge leiden, und keiner kann dem andern helfen, weil jeder auf seine eigene Weise verstrickt ist. Möge das eigne Dasein noch so winzig sein: es ist der Bezirk, den einer ganz und bis

in jede Einzelheit übersieht und von dem aus er nach allen Richtungen ins All blicken kann. Hier also gilts. Und so versuche ich, mich aus der Verflechtung herauszureißen und das eigene Ich dem Schicksal entgegenzuschleudern.

Es gibt ihrer, die das Schicksal überwinden. Wer von uns wird — einmal — zu ihnen gehören?



Von Menschen und Kaffern

Wer je die Wahrheit an sich erfahren hat, dem ist nicht nur das Auge aufgetan, sondern auch das Ohr: er hat Gehör bekommen für die wesentliche Sprache.

Die Sprachenverwirrung von Babylon hat heute nicht mehr viel zu bedeuten, mit Hilfe eines Sprachlehrers oder Dolmetschers sind ihre Folgen zu überwinden. Weit schärfer scheidet die Sprachgrenze, die mitten durch alles Volk läuft. Sie trennt die, deren Sprache wesentlich ist, von denen, die eine zufällige und ungefähre Sprache reden. Die ersten können die zweiten zur Not verstehen, die zweiten die ersten immer nur unvollständig oder falsch. Die Sprache der

ersten ist die Menschen-, die der zweiten die Kaffernsprache.

Die Menschensprache ist international. Das Wort ihrer Meister tönt über alle Welt und durch alle Zeiten, überall und immer faßt ein erschlossenes Ohr das Wort Buddhas oder Christi, Shakespeares oder Goethes.

Die Kaffernsprache strebt vergebens nach der gleichen Allgemeingiltigkeit. Ihre Verständlichkeit hängt allemal von der jeweiligen Situation ab. Ein Krieg etwa wirft den vermeintlichen Gleichklang über den Haufen und stürzt die Kaffernschaft in den babylonischen Wirrwarr zurück. Eine gewisse Zähigkeit besitzen höchstens die Zwecksprachen, die für genau begrenzte Begriffswelten geschaffen wurden, also etwa die Mundarten der Gelehrten, Diplomaten, Kaufleute und Kellner, für die das Esperanto einst einen ausgezeichneten Ersatz bieten wird. Wünschen wir diesem nützlichen

Idiom einen durchschlagenden Erfolg!

Vor der Hand verwenden Menschen- und Kaffernsprache ungefähr den gleichen Wortschatz. Freilich: sie benutzen die Worte in verschiedenem Sinn. Der Kaffer entwürdigt das Seelenzeichen zum bloßen Gebrauchsgegenstand: er raubt ihm alles Grenzenlose, Bedrohliche und Schicksalhafte. Anstelle der Wahrheit, die stets nur aus dem Zusammenhange erkannt werden kann, setzt er eine kahle Richtigkeit, die steif und wandlungsunfähig und daher in neun Fällen von zehn unwahr ist. Ihm ist das Problematische der Begriffe verborgen und verboten. Wenn Christus das Wort „Gott“ ausspricht, so weiß ich ganz genau, was er meint; denn er hebt dieses Wort aus seinem ganzen Dasein, dessen tönende Schwingung seine Rede ist, und ich muß allerdings mein ganzes Dasein dagegen setzen, um diese Schwingung aufzunehmen, muß in sein Schicksal hineintreten. Lehmann dagegen hat Gott

nicht in seinem Schicksal, sondern in einem Schubfach, und wenn ich ihn verstehen will, muß ich die Aufschrift lesen, die je nachdem „Allmächtiger Vater“ oder „Gasförmiges Wirbeltier“ lautet.

Wenn der Kaffer sich trotzdem der Behauptung erdreistet, er verstehe die Worte wesentlicher Menschen, so beruht das auf Selbsttäuschung: er versteht sie immer nur im Sinne der eigenen Mundart. Neben dem echten gibt es einen Kafferngoethe, der Otto Ernst aufs Haar ähnelt. Neben dem echten gibt es einen Kaffernchristus, in dessen Namen die Pfaffen aller Länder den Völkermord segneten. Es gibt nichts Großes, was sich nicht verkaffern ließe, und es bleibt auch nichts unverkaffert. Ganze Stände und Industrien leben davon, aus Einsichten Ansichten zu machen, aus dem Erfassen des Wesentlichen eine unverbindliche und zu nichts verpflichtende Meinung. Solange diese Arbeit noch nicht eingesetzt hat, gilt die we-

sentliche Erscheinung der Horde als lächerlich; ist der Beginn gemacht, als gefährlich; ist die Verkafferung vollzogen, als verehrungswürdig. Da der Geist der Pfingsten über die Jünger kam, spotteten ihrer die Kaffern von Jerusalem; heut predigen ihre Nachfahren die Lehre des Erlösers, wie sie dieselbe verstehen.

Diesen Verlauf hat man als gottgewollt und notwendig hinzunehmen. Menschen und Kaffern siedeln nicht getrennt; es ist unmöglich, diesen vorzuenthalten, was jenen zugedacht ist. Das großgedachte Gleichnis vom Sämann wird dem Tatbestand besser gerecht als das engherzige von den Perlen, die nicht vor die Säue geworfen werden sollen. Menschen wollen gesucht sein. So müssen die großen Anschauungen und hohen Gedanken oft verschlungene, üble und dreckige Wege gehen, Knechtsgestalt annehmen, sich anspeien, aushungern und verlumpen lassen, bis sie vor den Augen dessen stehen, der sie

trotz ihrer Entstellung in ihrem natürlichen Adel erkennt und zur ursprünglichen Reinheit befreit. Es ist ewiger Untergang und ewige Auferstehung: letzte Prüfung dauerhaften Werts. Und gerade da vollziehen sich immer wieder Auferstehungen, wo der Hochmut sie nicht sucht, in den Seelen solcher, die zwangsweise verkaffert wurden — welchem Zweck, meint ihr, dienen die meisten unserer Schulen — und die sich nun am Wesen zum Wesen erlösen; oder in solchen, die Not und Niedrigkeit hemmte und fesselte, daß sie nicht selbst die Füße zur Wanderung heben können, sondern warten müssen, daß die großen Dinge zu ihnen kommen. Um ihretwillen muß Wesentliches schlicht gesagt werden, damit sie nicht auf die Auslegungen der Kaffern angewiesen sind. Es gibt immer wieder echte Christen, weil die Evangelien einfach und ursprünglich reden; wohingegen der Sozialismus fast nur in verkafferter Form gefunden wird, weil seine

Bibel in einer künstlichen und abgeleïteten Sprache abgefaßt ist. Je mehr Mittelsmänner sich eindrängen, desto wahrscheinlicher ist die Verkafferung; die ganze Größe dér Gewaltigen begreift man erst, wenn man bedenkt, daß sie ihre sämtlichen Ausleger überlebt haben und immer noch irgendwo oder irgendwann einen erschlossenen Menschen unmittelbar ergreifen.

Und wiederum ist es Hochmut, zu meinen, das wesentliche Wort komme immer nur von denen, die auf den Höhen und im Licht wandeln. Wie von oben nach unten, so strömt es auch von unten nach oben. Wir, die wir seinen Klang kennen, hören es oft genug aus der Tiefe tönen. Darum lieben und bejahen wir die Durchrüttelungen, Durchschüttelungen, Umschichtungen der Gesellschaft, die — mögen sie bald auch wieder in einer neuen Verkafferung erstarren — doch für eine Zeit das begrabene Wort frei machen. Ja, manchmal scheint es, als läge es, wüst ver-

schüttet, im Urgrund selbst der Kaffern, als unveräußerlicher Besitz eines jeden, der Menschenantlitz trägt, selten emporgestoßen, vielleicht nur einmal ausbrechend im Schrei der Verzweiflung oder des Todes. Vielleicht ist dies der Sinn des Leidens: daß es den, der sein Selbst aufgegeben, seine Wahrheit verleugnet, sein Schicksal verloren hat, dazu zwingt, sich zu seiner ursprünglichen Ganzheit zu bekennen.

Aber steckt nicht, wie in jedem Kaffern die Möglichkeit zum Menschen, auch in jedem Menschen die Gefahr des Kaffern? Sind wir, bin ich, bist du wirklich frei von ihm? Bedienen wir uns niemals seiner Sprache, ohne es zu merken; reden wir sie nicht zuweilen ganz geläufig und ohne Anstoß — bis uns plötzlich einmal das Wort im Munde stockt und wir entsetzt gewahr werden, daß ein anderer, ein Minderwertiger aus uns spricht? Haben wir nicht alle einmal diese Erkenntnis unterdrückt und zur

Entartung auch noch die Lüge gefügt? Es ist ein Glück ohnegleichen, sich der Wahrheit und des Wesens bewußt zu sein. Was zwang uns, sie dennoch zu verleugnen?

Auf einer einsamen Insel könnten wir vielleicht zur Not unser Dasein allein fristen, aber innerhalb der Gesellschaft ist es uns unmöglich, auf andere zu verzichten. Wir werden schon hineingeboren in ein Netz von Beziehungen und Bindungen, die allgemeingiltig sind; mithin den Kaffern einschließen. Tun sie das, so müssen sie auf ihn berechnet, müssen, auch wenn sie mit hochtönenden und bedeutenden Namen prahlen, in einem minderen Sinne abgewandelt und verwirklicht sein. Sie drücken nicht mehr die reine Idee aus, sondern vielmehr den Kollektivwillen der Kaffern, die die Idee zu sich herabgezerrt haben. Er ist als Gesetz, als Vorschrift, als Pflicht Bestandteil der Welt, ist Wirklichkeit geworden; also auch bestimmend für unser Schicksal. Wer vor

dem Schicksal bange ist, wer sich entselbstet und der Welt angleicht, wird zwangsläufig den Kaffern ähnlich, nimmt ihre Sprache an, verfällt in ihre Denkart. Er unterliegt der großen Macht, die die Kaffernschaft lenkt: der Feigheit. Sie ist der Gott, der, unsichtbar und nie genannt, die Entwicklung bestimmt, die die Kaffern als die Entwicklung der Welt bezeichnen.



Die Feigheit regiere die Entwicklung? Aber es wird doch immer behauptet, der Mensch sei der geborene Kämpfer, sein Ziel die Eroberung der Welt! Glaubt es nicht! Es sind immer nur einzelne, die der Mut treibt; die vielen beherrscht die Feigheit. Auf diesen vielen beruht die Zivilisation, sie sind ihre Träger und Nutznießer, die Mutigen höchstens die Diener und Opfer. Packen wir den Stier bei den Hörnern, sehen wir uns die Zivilisationserscheinung an, die ganz und gar auf den Mut gegründet zu sein scheint: den Krieg.

Der Urmensch, der sich als erster einen Faustkeil aus Feuerstein hieb, wünschte dem Höhlenbären im Nahkampf auf den Leib

zu rücken; Unzähligen nach ihm diente die Errungenschaft nur dazu, sich ihres bißchens Lebens zu wehren oder gar ohnehin schwächeren Geschöpfen den Schädel einzuschlagen. Der Starke schuf die Waffe, um den Mut zu steigern, der Schwache benutzt sie, den Mut zu ersetzen. Es sind nicht die wahren Helden, die sich nur mit dem Revolver in der Tasche über die Straße trauen. Zeugten etwa die ungeheuern Vorkriegsrüstungen von einer grimmigen Kampfgier der Völker? Nein, sie waren Zeugnis der Angst; jedes Volk wünschte von vornherein, sich des Übergewichts zu versichern, jedes hätte gern alle Anwartschaft auf blutigen Siegeslorbeer hingegeben um ein unfehlbares Rezept, das feindliche Heer aus sicherer Entfernung restlos von der Erdoberfläche zu vertilgen. Nur, weil es dieses vollkommene Mittel noch nicht besitzt, setzt sich das Volk mit seiner lebendigen Mannschaft ein, keineswegs aber, um seinen Kampfesmut aus-

zutoben. Jede Nation weist den Verdacht, Krieg um des Krieges willen zu führen, weit von sich; jede beteuert, ihr Kampf gelte allein der Verteidigung. Und das ist für alle richtig, obwohl die Kaffern es immer nur für das eigene Volk gelten lassen. So wild der Krieg sich gebärdet, er dient immer nur dazu, eine neue, erhöhte und womöglich komfortable Sicherheit zu erlangen. Um des Ganzen willen wird ein Bruchteil geopfert, das ist ein rein kaufmännisches Verfahren, wennschon man die Buchführung zu fälschen liebt, indem man den Heldentod statt in das Verlust- ins Reklamekonto schreibt. Im übrigen aber schädigt jeder das Geschäft, der etwa in kindlichem Unverstand den Krieg als frisch-fröhliches Spiel oder als Stahlbad empfiehlt; das verscheucht die Kundschaft und belastet die Schuldseite. Bei diesem Stande der Entwicklung hat der Krieg tatsächlich die innere Berechtigung bereits verloren; er ist nur noch ein Notbehelf;

der endliche Sieg der Friedensbewegung steht außer Frage, mögen sich ihm auch noch so viele Hemmnisse entgegentürmen. Wer den wahren Mut und das große Opfer liebt, muß dieses Entwicklungsziel bejahen. Es entspricht der wirklichen Beschaffenheit der Völker, und seine Erreichung bedeutet keineswegs die Ausrottung des Mutes.

Denn es ist nicht wahr, daß die heutigen Heere aus lauter Helden bestehen, denen das Vollbringen großer Taten Lebensbedürfnis ist; es ist nicht wahr, daß der Mut an sich in unseren Kriegen zu Ehren kommt. Wirklich hoch im Preise steht vielmehr, da man ihn vor der Hand noch nicht entbehren kann, allein der soldatische Mut, der eine verkafferte Form des Mutes ist. Man schätzt und züchtet ihn, weil man ihn braucht, er ist für den Effekt völlig gleichgültig, ob er aus der Natur eines Löwen oder eines Schlachterhundes stammt, wenn er nur auf den Pfiff da ist. Wenn die sittlichen Ein-

wirkungen ihn nicht hervorlocken, verschmäht man auch die übelsten Mittel nicht, um ihn herauszukitzeln oder herauszupeitschen: Lüge, Bedrohung, Betäubung, Schnaps und Sperrfeuer. Der ganze Mechanismus ist darauf eingestellt, den Mut als das kleinere Übel im Vergleich zur Feigheit erscheinen zu lassen, sobald es gegen den Feind geht; während umgekehrt gegenüber den Vorgesetzten aus Gründen der Disziplin die Feigheit vorteilhafter ist als der Mut. Aber kann man wirklich den Mann mutig nennen, der zwar dem entgegenstürmenden Feind das Bajonett in den Leib rennt, vor dem Offizier jedoch, der seine Menschenwürde mit Füßen tritt, kuscht? Mir scheint, er hat in beiden Fällen genau das gleiche getan: nämlich das sichere Teil erwählt. Ich leugne nicht, daß der Krieg ungewöhnliche Beispiele soldatischen Mutes gezeitigt hat; ich leugne nicht, daß auch das große Heldentum sich zeigte, das unter allen Umstän-

den und gegen jeden seine Wahrheit erkämpft. Aber ich behaupte, daß gerade die wirklichen Helden nicht des Krieges bedürfen; ich behaupte, daß viele, daß die meisten nicht Helden waren, sondern Dulder, die — soweit sie am Leben blieben — zurückkehrten mit dem festen Vorsatz, sich in ihrem ganzen ferneren Dasein nie wieder als Helden zu betätigen.

Wem es so nicht paßt, betrachte es umgekehrt! Als die Revolution ausbrach, war es nicht mehr gefährlich für die Soldaten, den Offizieren die Achselstücke und den Unteroffizieren die Tressen abzureißen; wohl aber wäre es jetzt gefährlich für die Vorgesetzten gewesen, sich den Mannschaften mit bewaffneter Hand und bis auf den letzten Blutstropfen zu widersetzen. Was machten die Soldaten? Sie taten ihren Gefühlen keinen Zwang an. Was machten — mit einigen Ausnahmen — die Vorgesetzten? Sie litten die Schmach, soweit sie nicht recht-

zeitig verduftet waren. Ich schelte keine der Parteien; jede hatte gute Gründe zu ihrem Verhalten. Aber beide bewiesen, daß ein Volk in Waffen, mag es auch noch so starke Proben soldatischen Mutes abgelegt haben, darum doch keineswegs ein Volk von Helden ist, die die Gefahr als solche und unter allen Umständen lieben. Wahre Tugenden behaupten sich immer, Kafferntugenden wechseln nach der Konjunktur. Daß es dem Militarismus gelang, sogar die höchste Tugend, den Mut, zu verkaffern: das ist eine Leistung, die schon wieder ans Geniale grenzt.

Ganz gewiß war das nur dadurch möglich, daß die Bindung durch den Militarismus ungewöhnlich stark ist. Sein ganzes Streben geht ja dahin, den einzelnen seines Selbst, seiner Wahrheit, seines Schicksals zu berauben, ihn bis in jede Regung und Wirkung, bis in den Tod zu kommandieren. Der Soldat stirbt auf Befehl oder

mit Erlaubnis als Held; entleibt er sich mit eigener Hand, so ist er ein Feigling und Drückeberger. Der wirklich freie Tod ist verpönt; ja er existiert kaum noch im Bewußtsein derer, die militaristisch bis in die Wurzel verkaffert sind. Die Verzweiflung des obersten Kriegsherrn wagte sich nicht weiter als bis zum Traum, an der Spitze seiner Truppen zu fallen; der allerprivatesten Angelegenheit muß das Mäntelchen einer militärischen Aktion umgehängt werden. Die Offiziere der Flotte wollen in den ruhmreichen Untergang keineswegs allein fahren, sondern die ganze Mannschaft mitnehmen; als wenn, wer heldisch sterben will, dazu die Begleitung anderer brauchte. An einem Mut, der immer irgendwie an die Masse gebunden ist, der die freie Verantwortung des einzelnen über sein einzelnes, einziges Leben nicht kennt — an einem solchen Mut ist nichts gelegen. Ihm fehlt das Unmittelbare, er ist eine Konvention,

die wohl einem Urtrieb entspricht, aber ihn nicht faßt oder gar ersetzt. Er kann ohne Schaden für den Bestand unserer Seele verschwinden, der ewige Frieden wird uns nicht ärmer machen. Die heroische Wahrheit wird ewig leben, auch wenn die heroische Lüge begraben ist.

Freilich: auch der Pazifismus wird der Verkafferung anheimfallen. Je weiter er sich von seinem Quell, der großen Liebe und dem großen Erbarmen, entfernt, um so ordinärer wird er werden, um so einseitiger zur bloßen Bürgschaft gemeiner Sicherheit. Man muß ihn trotzdem bejahen; denn er läßt nicht nur der Wahrheit weiteren Spielraum als die Tyrannei des Krieges, sondern er ist auch in sich einheitlicher und ehrlicher. Wer leben will um jeden Preis, dem soll das Recht dazu ohne weiteres eingeräumt sein; es wird immer Bazillen genug geben, um ein sinnloses Leben durch einen sinnlosen Tod zu beenden; dazu bedarf es keiner künst-

lichen Nachhilfe. Diejenigen aber, die Schicksal in sich tragen, haben nicht die Niedermetzelung von Millionen nötig, um zu ihrem Ziele zu gelangen; nur Stümper, die mit dem eigenen Leben nichts anzufangen wissen, aasen mit fremdem und machen sich noch eine Tugend daraus.

Wer ein Mensch sein will, der findet seine Walstatt überall. Sein ewiger Krieg gilt dem Kaffern, den er selbst beherbergt; dem Feigling, der die Verantwortung scheut. Ihn soll man erschlagen, er allein ist der Feind, der Widersacher von Anbeginn.



Die Versicherungsanstalt

Alle Entwicklung beginnt mit Wagnis und läuft hinaus auf Sicherung. Darum liegen Vollkommenheit und Verkommenheit immer nahe beieinander. Der Krieg, der mit dem primitiven Kampf Tapferer gegen Tapfere begann, erreicht seinen Gipfel im technisch raffinierten Kampf Feiger gegen Feige. Aber er ist nur das krasseste Beispiel: greift wohin ihr wollt, ihr werdet den Satz bestätigt finden.

Kühne Weltfahrer durchstießen den Horizont und entdeckten neue Erdteile; letztes Ergebnis davon, daß diese statt farbigen Kaffern weißen Kaffern Nahrung gaben.

Harte Siedler rodeten Urwälder und legten Sümpfe trocken, damit sich einstmals

dort neue Städte erhöben, zum Verwechseln denen gleich, denen die Pioniere entrannen.

Auf der Spur des Gipfelstürmers, der sich mit Blut und Nerven an den Felsen leimt, kraucht die Drahtseilbahn, die als edle Last den beleibten Kommerzienrat befördert.

Tausend Piloten stürzten sich aus hoher Luft den Hals ab, damit eines Tages jegliches Geschmeiß sicher wie in Abrahams Schoß durch den Äther gondle, wo einst die Adler kreisten.

Der Erde wird der Bauch aufgerissen, ihr Eingeweide umgekrempelt, es türmen sich finstere Zwingburgen, über denen schmutzige Rauchfahnen wehen, und hinter den Mauern rasen eiserne Ungetüme, gegen die der Minotaurus ein Waisenknabe ist. Und doch gibt keine brave Kuh so willig ihre Milch her, wie sie ihre Produkte, mögen das nun Panzerplatten oder Hosenknöpfe sein.

Helden träumen davon, die Elemente zu unterjochen und der Erde ein neues Gesicht zu geben, Kämpfer arbeiten an der Verwirklichung dieser Träume. Aber je weiter die Verwirklichung fortschreitet, um so weniger Mut haben die nötig, die weder träumen noch kämpfen, die Nutznießer und Schmarotzer. Sie brüsten sich als Überwinder, als Herren der Erde, als Herakles, der den Löwen erwürgte: und sind doch nur die Maden, die sich in dem Aas dieses Löwen tummeln und mästen, ohne ihre Existenz von ihm lösen zu können. Das ist keine Beherrschung, sondern eine Versklavung, die freilich Sicherheit und Behagen gewährleistet. Mögen wir selbst in dieses Madendasein verstrickt sein: dafür sind wir eben Menschen und keine Kaffern, daß wir uns wenigstens dieses schmachvollen Zustandes klar bewußt werden; daß wir aus ihm den Entschluß und die Pflicht ableiten, unsern Mut wenigstens dann zu

brauchen, wenn unsere eigentlichen, wesentlichen Dinge, wenn unsere Wahrheit und unser Schicksal in Frage stehen. Mit anderen Worten: die Entwicklung, die unter den Begriff Zivilisation fällt, gehört zur Welt, und wir erkennen sie an als Bestandteil der Welt; aber sie gehört nicht in unser Selbst. Für dieses Selbst bedeutet sie eben wegen ihres unablässigen Strebens nach Sicherheit eine Bedrohung. Angleichung ist Schwäche, Selbstaufgabe, Verkafferung.

Wir sehen in der Tat, daß mit der äußeren Verkafferung eine innere beständig gleichläuft. Alle großen und schöpferischen Gedanken springen in die Welt als eine Gefahr. Sie werden eingefangen, gezähmt, gezüchtet; aus dem wilden Wolf entwickelt sich ein Hund, der als braves Haustier den Kaffernkraal bewacht. Vor wem? Vor den Wölfen, die noch frei schweifen.

Was ist Gerechtigkeit anders als der Wille, sich selbst auf die Wagschale zu stel-

len, trotz der Gefahr, zu leicht befunden zu werden? Das Recht hingegen ist das Rezept, dieser peinlichen Feststellung zu entgehen; wer es, wie es da ist, achtet und seine Lücken geschickt zu benutzen weiß, ist gerecht.

Was ist Sittlichkeit anders als das Streben, das Rechte ohne Vor- und Rücksicht zu tun, das eigene Wesen heil und rein von aller Verlockung, Verstrickung und Bedrohung durchzusetzen? Die Moral hingegen lehrt die Fügsamkeit gegen gewisse Vorschriften, deren genaue Einhaltung ein genau bestimmtes Maß bürgerlicher Reputation verbürgt.

Was ist Religion, wenn nicht das ganz unmittelbare Gefühl von etwas Ewigem, vor dessen Anblick das eigene Dasein ins Nichts zu versinken droht, bis es sich endlich mit freiem Vertrauen in seine Hand legt? Die Kirche aber stellt den Glauben an den Anfang, sie erspart den Kampf, um

sogleich zu den Vorteilen einer hienieden und jenseits wohlgesicherten Geborgenheit zu leiten.

Was ist Liebe zwischen Mann und Weib, wenn nicht der Drang, sich völlig eins im andern zu verlieren, den Untergang zu wagen um einer Auferstehung willen? Die Ehe aber als Institut der Ordnung kann und will nichts anderes sein denn ein Kontrakt, der zwei Rechte sauber gegeneinander abgrenzt.

Was ist Gemeinschaft anders als der freie Zusammenschluß gleichgerichteter und gleichgearteter Menschen um eines Zieles willen, das jenseits des Todes liegt? Der Staat aber zwingt das Widerstrebende zusammen, setzt sein Ziel durch die Tyrannei, sei es eines Machthabers oder der Stimmzettel, und betrachtet den Tod, selbst wenn er ihn befiehlt, als ein notwendiges Übel..

Am Ende der Entwicklung steht ein gigantisches Versicherungsinstitut, der wahre

Tempel der Vorsehung. Man hat erkannt, daß eine leistungsfähige Gesellschaft weit besser als der liebe Gott gegen die Schäden von Hagelschlag und Feuersbrunst, Beinbruch und Erwerbsunfähigkeit, Todesfall und Haftpflicht schützt, wofür sie sich freilich statt mit billigen Gebeten mit teurem Bargeld bezahlen läßt. Man hat ebenso erkannt, daß nichts so sicher gegen Anfechtungen der Seele hilft wie die treue Befolgung einiger handlicher Regeln, und daß es bequemer ist, als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu leben, denn als problematischer Maulwurf, der den Boden unterwühlt. Ohne Frage ist diese Erkenntnis Folge einer vernünftigen Logik; aber ihre Voraussetzung ist Feigheit, die grundsätzlich das Risiko eigener Verantwortung scheut.

Aber mit der Logik allein schafft sich das Dasein nicht, nicht einmal das der Kaffern. Die schönste Police nützt nichts, wenn

die Firma pleite geht. Kommt eine Krise über die Welt, so kracht die Zivilisation in allen Fugen. Recht und Moral, Kirche und Staat wackeln, bröckeln, drohen mit Einsturz, und alles Stützen und Flicken verdeckt nicht die betrübende Schäbigkeit des Gemäuers. Es würde zu Staub zerfallen, wenn nicht in all der Verkafferung wenigstens noch ein Rest der haltenden und tragenden Kraft geblieben wäre, von der der Bau den Ausgang nahm. An diesen Rest klammert man sich ängstlich, auf ihn ist man angewiesen; sonst würde man, statt kümmerlich auszubessern und allenfalls vorsichtig anzubauen, getrost von Grund aus neu zu bauen wagen. Es gab ihrer, die sich solches zutrauten. Sie sind gescheitert, sie hatten sich über das bereits erreichte Maß der Verkafferung, auch ihrer eigenen, getäuscht, und sie versuchen nun, aus neuem Mörtel und alten Klamotten scheckige Neubauten zu errichten, die einem wenigstens ein Dach über

dem Kopf geben. Denn man muß sich doch wenigstens die Existenz retten.

Die Existenz: du sagst es, Freund. Eben damit ist genau bezeichnet, was die Zivilisation leisten kann. Sie sorgt für die Existenz, die ärmer oder reicher, höher oder tiefer gelagert sein kann; aber sie sorgt nicht für das Leben. Der Kaffer erschöpft sich in der Existenz, der Mensch will leben. Leben aber wurzelt nicht in der Zivilisation, sondern tiefer: es zieht seine Kraft aus den großen Urmächten. Sie sind die lebendigen Quellen, ohne die schließlich sogar die gebildetsten Leitungshähne keinen Tropfen mehr speien können. Selbst der Kaffer merkt das, wenn er plötzlich auf dem Trockenen sitzt. Was war der Ruf nach Läuterung, der bei Kriegsausbruch durch die Völker ging, anderes als der Angstschrei derer, die aus der Lüge und Abhängigkeit wieder zurück wollten zur Freiheit und Wahrheit, aus dem Zufall zurück zum

Schicksal? Aber die Zivilisation war bereits zu mächtig, die Verkafferung zu vorgeschritten, man war an absolute Maßstäbe nicht mehr gewöhnt. Sieger und Besiegte machten Bankerott.

So wäre also der „Untergang des Abendlandes“ besiegelt? Wäre die endgiltige und restlose Verkafferung eine vollzogene Tatsache, mit der wir uns abzufinden hätten?

Allerdings ist der Untergang des Abendlandes besiegelt, wenn wir uns damit abfinden; sonst aber bleibt die Frage offen. Keine Wahrscheinlichkeitsrechnung kann die Zukunft vorausbestimmen, erst ihr Eintritt legt sie fest. Bis dahin ist sie nicht Wirklichkeit, sondern nur Möglichkeit, neben der andre Möglichkeiten, und seien es noch so schwache, vorhanden sind.

Sich auf die Seite der größeren Wahrscheinlichkeit zu stellen, ist zweifellos der sichere Tip. Es zu tun, ist ratsam für alle, die ihr Dasein erhalten wollen.

— Ja, müssen wir denn unser Dasein erhalten? Wer sagt das? Vielleicht ziehen wir einen raschen Untergang der Verkalkung vor? Vielleicht ist unser Tod um der Wahrheit willen Geburt neuer Wahrheit in anderen, unser Schicksal Rettung andrer Schicksale aus dem Zufall?!



Von dem Liebenden und dem Verächter

Spengler weist den sicheren Weg zu einer Daseinsmöglichkeit. Ich will euch den Weg zum Sterben zeigen; denn für mich wertet sich alles Leben nur vom Tode aus. Wer Mensch geblieben ist, wer noch die Wurzel ins Grenzenlose senkt, die Arme ins Grenzenlose streckt, der wird die ewige Gefahr nicht verkaufen um der Sicherheit willen.

Die Zivilisation ist nicht, wie Spengler will, eine Späterscheinung, sondern Mitgift aus der Urzeit. Der erste zivilisierte Mensch, von dem uns Kunde ward, ist der fromme Abel. Seine Verhältnisse waren aufs sauberste geregelt, der Verkehr mit Gott, dem er opferte, vollzog sich ebenso

glatt wie der mit den Schafen, die er schor. Jeglicher Konflikt, jegliche Reibung schien aus seinem Dasein ein für alle Mal entfernt; niemals fand er den geringsten Anlaß, seinen Glauben an der Wahrheit zu prüfen, er fühlte sich sicher in der freundlichen Gewohnheit seiner Tage: bis er mit entsetzten brechenden Augen in das Antlitz des Mörders starrte, ohne zu begreifen, warum und wieso der wilde Zufall ihn erschlug. Denn dieser Tod war kein Schicksal, er war ein Unglück, ein Pech, er riß wie von ungefähr eine Linie ab, die ziellos der aschgrauen Ewigkeit entgegenzockelte. Abel ward nicht Vater der Menschen, wohl aber ihr Onkel: seine Züge tauchen immer wieder in der Nachkommenschaft der Brüder auf, und die Zählebigkeit des Typs erweist sich darin, daß die Kaffern nicht aussterben, sondern im Gegenteil immer als Erben zur Stelle sind, wenn Menschen ein Vermächtnis hinterlassen haben.

Die Zivilisation ist nicht schöpferisch, ihr fehlt Kraft und Mut, dem Formlosen die Form zu entreißen. Ihre Voraussetzung ist stets, daß der Formgedanke bereits gefunden und geprägt ist, ihn greift sie auf, macht ihn handlich und wendet ihn an. Darum gibt es bei ihr keine restlose Erfüllung, sondern stets nur eine annähernde, die zudem erkauft ist durch den Verzicht auf das Letzte und Wesentliche. Dies erreichen freilich immer nur die Genies. Aber die echten Menschen behalten wenigstens das Gefühl dafür, sie leiden unter der Unvollkommenheit, während der Kaffer triumphiert, daß er es so herrlich weit gebracht. Ein Fortschritt ist in der Tat nicht zu leugnen; denn eben, weil sie nicht neu schaffen kann, pflegt die Zivilisation das Vorhandene ausgiebig zu nutzen. Sie ist von Hause aus knickerig; daher gerät sie, wenn sie umkippt, zwar leicht in wüste Vergeudung, kann aber nicht nobel sein, kann sich niemals

freiwillig von ihrem Besitz trennen, um vom Grund aus neu anzufangen. Diese Verzagtheit an der eigenen Kraft lehrt den Zivilisationsmenschen, sein Heil stets bei andern zu suchen. Er kann nicht handeln auf eigene Verantwortung, sondern muß sie teilen. Seine angemessene Existenzform ist daher die Organisation, die immer darauf hinausläuft, dem einzelnen gegen einen prozentualen Verzicht die Haftung abzunehmen.

Wer sich die Ganzheit bewahrt hat, kann in der Zivilisation nie aufgehen; er wird sich in ihr stets als ein Fremdkörper fühlen. Daher wird er streben, sich aus ihr zu lösen und ihr gegenüberzutreten, er, der einzelne, gegen eine Welt. Die in der Zivilisation geeinte Masse wird ihm Objekt, auf das sich seine Betrachtung richtet. Von seiner Eigenart hängt das Ergebnis, von dem Ergebnis sein Verhalten ab.

Entweder sieht der Betrachter mit Augen der Liebe oder mit Augen der Verachtung.

Im ersten Falle wird ihm unter aller Verschüttung und Entstellung immer noch das Menschentum im Kaffern als das Wesentliche entgegenstrahlen, im zweiten aber die Verkafferung als ausschlaggebende Tatsache und das bischen Menschentum allenfalls als Rudiment erscheinen.

Aus dem großen Liebenden wird — reinster Fall — der Welterlöser.

Aus dem großen Verächter wird — reinster Fall — der Weltherrscher.

Keiner von beiden ist denkbar ohne die Zivilisation; dennoch ist keiner ihr Geschöpf. Sie wachsen beide aus tieferen Schichten. Für den Christus wird das niemand bestreiten; aber auch von einem Cäsar — denn er ist keineswegs zu Goethe, sondern zu Christus die Kontrastfigur, Antichrist wie Timur oder Napoleon — wird keiner ernstlich behaupten wollen, daß ihn die Zeitgenossen haben, sondern er hat vielmehr sie; er ist der Meister, sie sind der Stoff, den

er knetet. Und darin besteht eben der Unterschied, die Überlegenheit des Christ: daß er die Substanz wandelt, das magnum magisterium vollzieht, ehe er formt, während der Antichrist, dessen Reich von dieser Welt ist, sich mit dem Stoffe begnügt, wie er ihn findet. Daß sich trotzdem innere Umstellungen vollziehen, bleibt ein Nebeneffekt, der nur zum geringsten Teil in der Absicht des Formenden liegt. Denn der Christ baut seinen Plan auf das, was ihm und den andern trotz allem gemeinsam ist, auf die Gleichwertigkeit des Menschen, der Antichrist aber baut auf das, was ihn von den andern trennt, auf seine eigne Überlegenheit über den Kaffern. Dieser Gegensatz bleibt sichtbar auch durch die sinkende Reihe der Typen: auf der einen Seite Apostel, Gläubige, Schwärmer, auf der andern Freibeuter, Zyniker, Verbrecher. Allen diesen Typen wohnt ein merkwürdiger Reiz inne, den selbst der Kaffer noch empfindet:

4*

er wittert in ihnen das Wesensfremde, die Abweichung von der Normallinie, die Herkunft aus einer anderen Welt. Der Reiz bleibt auch den Kreuzungen aus den beiden Reihen, sofern sie nicht der Verkafferung anheimfallen, also solange sie sich zum eignen Widerspruch bekennen und ihn nicht verkleistern. Selbst in den reinsten Vertretern jeder Reihe sind Spuren und Keime des Gegensatzes nachweisbar.

Die Bahn des großen Liebenden läuft unmittelbar auf den Tod zu, sie gipfelt in ihm, das Opfer ist die Krönung. Die Bahn des großen Verächters mündet — wenn er nicht vorher erschlagen wird — in dem Selbstmord oder Versiegen aus Überdruß, also mit einem Fall ins Leere. Aber wie weit der Unterschied klafft, gemeinsam ist beiden eins: sie gehen mit offenen Augen und vollem Willen dem Tod entgegen, er liegt im Plan ihres Lebens, ist mit dem Anfang zugleich gesetzt. In dem Augenblick, da sie

ihn aufhöben, beraubten sie zugleich ihr ganzes Dasein des Sinns: Hier ist das Schicksal mit unerbittlichem Zwang vorgezeichnet.

Die Entartung, die Verkafferung der beiden großen reinen Formen ist vollzogen, sobald der Tod nicht mehr ihr Ziel, sondern ihr Ende ist: und das gilt auch für den Fall, daß ihn einer nicht fürchtet. Man kann weder Gott noch dem Teufel dienen, wenn man durch diese Nachfolge sein Leben zu fristen sucht; man kann weder aus der Liebe noch aus der Verachtung ein Gewerbe, einen Erwerb machen, ohne zu verkaffern; nicht einmal aus dem Verbrechen. Könnt ihr euch denken, daß Christus ein Gehalt bezogen hätte? Oder daß er auf Renten lebte?

Für den großen Liebenden und den großen Verächter ist der Begriff der Sicherheit und die Auffassung, daß der Tod ein notwendiges Übel sei, aufgehoben; damit

zugleich aber der Begriff der Zivilisation, der ganz und gar auf dieser Sicherheit beruht.

Ihr, die ihr behauptet, Liebende oder Verächter zu sein: wollt ihr den Tod als Besiegelung des Schicksals? In dem Augenblicke, da ihr Ja sagt und Ja tut, ist die Zivilisation, die Verkalkung, die Verkafferung aufgehoben, es lebt der Mensch.

Einmal sahen wir ihn in seiner Herrlichkeit: als der oberschlesische Bergrat Jokisch sich tötete, damit die Arbeiter an sein Vermächtnis glaubten. Allen Kaffern, Hanswürsten und Schuften, die Liebe waggonweise schieben, zum Trotz: über einer Zeit, da das geschah, strahlt Glanz des Heilands.



Es steht geschrieben: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Diese Einsicht schuf diese Verknüpfung.

Ja, aber liebe ich denn mich selbst? Es fällt mir garnicht ein, diese Frage rundweg zu bejahen. Ich habe mich schon gehaßt, verabscheut, vor mir geekelt, daß ich mich am liebsten weggewischt hätte. Warum tat ich es nicht? Weil ich immer wieder etwas in mir spürte, was ich des Lebens wert hielt: und um dieses Etwas willen schonte ich den ganzen Kerl. Hätte ich ihn umgebracht, so hätte ich gleichzeitig auch dieses Etwas erschlagen.

Ich vermag nicht in Bausch und Bogen zu lieben, was zweibeinig und ungefiedert

auf dem Erdball herumwimmelt. Zuweilen scheint es mir ein furchtbares Gesindel, und dann begreife ich Gott, der eine Sündflut schickte, es zu ersäufen. Aber um sich solches leisten zu können, muß man eben der Gott sein. Uns mangelt die Allwissenheit. Wir können nur in Einzelfällen feststellen, ob einer den Namen Mensch verdient oder nicht; aber auch dann ist unser Auge nicht scharf genug, den Keim zu erkennen, der in seiner Brust liegt, geschweige denn den in seinen Lenden. So haben wir, ob wir sie lieben oder nicht, die Menschen zunächst einmal zu dulden. Um unserer Unwissenheit willen ist das Leben für uns heilig; denn mit ihm zugleich vernichten wir alle seine Möglichkeiten.

Darum gibt es für das Töten keine Rechtfertigung, sondern höchstens eine Entschuldigung: nämlich den Mangel an Überlegung, der Begleiterscheinung auch jeder echten Notwehr ist. Jede wirklich gewollte

zwangsmäßige Tötung ist Mord; kein Gesetz, kein Befehl kann die Verantwortung von dem nehmen, der sie vollzog. Sich hinter Gesetz und Befehl zu verkriechen, ist armselig, und die moralische Feigheit wird nicht geringer dadurch, daß sie kaum noch ins Bewußtsein tritt; denn das beweist nur die Abstumpfung durch sträfliche Gewohnheit. Nein: wer tötet, muß sich der vollen Schwere der Tat bewußt bleiben. Ich sage damit nicht, daß er sie bereuen soll; sie kann ja recht eigentlich Erfüllung seines Wesens sein. Der Wille zum Mord ist in manchem, sein ganzes Inneres drängt dazu; und es kann sehr wohl geschehen, daß er befreit aufjauchzt, wenn er einen Menschen über den Haufen schießt oder ihm das kalte Eisen in den Leib rennt. Auch das völlig Böse kann immer noch menschlich sein. Aber es ist kaffrig, die Wahrheit hinterher zu verleugnen und sich anzustellen, als habe der brave Vaterlandsverteidiger

unter der Uniform den prächtigen Kernschuß bejubelt und nicht der Mörder unter der nackten Haut. Es ist kaffrig, als eine biedere Pflicht anzupreisen, was nur als eine Ungeheuerlichkeit faßbar ist. Es ist kaffrig, in eine löbliche Zweckmäßigkeit zu pressen, was nur aus dem Instinkt heraus überhaupt gedacht werden darf, und niemals die Frage aufzuwerfen, ob ein Mord aus Wollust am Ende nicht noch respektabler ist als einer aus stumpfsinniger Fügsamkeit. Wer mordet, habe den Mut, sich vor sich selbst als Mörder zu bekennen; er wird dann wenigstens den Bruder verstehen, der, ohne den Schutz durch einen Befehl oder ein Gesetz zu beanspruchen, aus seinem Triebe heraus mordete und dafür büßt, wie das Recht und die Gerechtigkeit es befiehlt. Die Buße kann geschenkt werden, niemals aber die Tat.

Oder ist die allgemeine Verkafferung bereits so vorgeschritten, daß diese einfa-

chen Dinge überhaupt nicht mehr verständlich sind? Dann gäbe es allerdings keine Schuldigen mehr, alle, die den organisierten Mord ausführen oder anordnen, wären unschuldig. Aber dies wäre keine menschliche, sondern nur eine Kaffernunschuld, die nicht nach gut und böse, sondern allein nach erlaubt oder verboten fragt. Was war nicht alles erlaubt und sogar befohlen! Das Werkzeug einer höheren Gewalt wird von keinem Skrupel gequält, seine Träume sind ruhig, durch sie gaukeln keine blutbefleckten Gespenster, und das Mordwerk dünkt ihm harmlos wie das Schneiden der Fingernägel. Endlich und schließlich hat er ja gar niemanden umgebracht; denn es handelt sich nicht um Menschen, sondern um Material.

Kann einer Menschen als bloßes Material betrachten, der kein Verächter ist? Aber die so reden, wollen ja keine sein; sie reden sogar in den Gefechtspausen, wäh-

rend die Gerippe im Stacheldraht tanzen, von Menschlichkeit. Man hats gar nicht aufs Umbringen abgesehen, sondern will nur die betreffende Kampfkraft ausschalten. Dabei will man nicht einmal wehe tun. Es läßt sich leider nicht vermeiden, daß der gespritzte Feuerstrahl des Flammenwerfers das Fleisch bis auf die Knochen frißt und das Giftgas die Lungen zu Brei ätzt, aber den Kugeln darf die Spitze nicht abgebissen werden, sonst werden die Löcher größer als unbedingt nötig. Wäre die Technik nur schon so weit, so würde man herzlich gern gleichzeitig mit jeder blauen Bohne ein Narkotikum und ein Antiseptikum verabreichen. Der Feind ist kein Feind mehr, vorausgesetzt nur, daß er mindestens zum Krüppel geschossen ist; auf, laßt ihn uns amputieren! Es ist unabwendbar, daß mit dem Träger der Kampfkraft auch seine künftige Nachkommenschaft draufgeht; aber liegt das Kind erst in der Wiege, dann wird

es nicht mehr gespießt, es darf ruhig einem vaterlosen, verwahrlosten Dasein entgegenschlummern, dem Rhachitis und Tuberkulose die Würze geben; denn die sind freilich unausbleiblich, weil durch die Blockade die Kampfkraft gelähmt werden muß.

Die Humanität ist geboren aus der großen Liebe und werde geübt in ihrem Geist. Wenn man sie dem Kriegsfetisch anschminkt, so wird seine Fratze nur um so greulicher, denn sie verzerrt sich dann zu höllischer Verlogenheit. Man kann nicht den Menschen abwechselnd als beseeltes Geschöpf und als totes Material betrachten. Die Fiktion, er sei im Bedarfsfall ein bloßes Stück mechanischer Energie, ist ein Seelenmord; man schlägt den Menschen erst seelisch tot, damit man ihn um so ruhiger auch körperlich abmurksen kann. Durch diesen Betrug sucht sich die Kaffernschaft vor der Wahrheit in Sicherheit zu bringen; sie wagt nicht, gegen das Gewissen zu handeln, sondern

fälscht das Gewissen selbst. Das Kaffern-gewissen wird von einem Mord nicht geplagt, sofern es nicht gegen den vereinbarten Ritus verstößt; erst wenn das geschieht, beginnt es aufzumucken. Mancher hat ein Dutzend Menschen umgebracht und es hat ihm keine Spur gelassen, so wenig, als hätte er ein Dutzend Fliegen getötet. Er glaubt allen Ernstes ein guter Mensch zu sein; und dabei ist er doch nur ein Kaffer, der nicht mehr fähig ist, die Wahrheit zu sehen. Es ist nicht nötig, daß der Mensch gut sei; mag er böse sein, wenn es nicht anders geht, oder jenseits von Gut und Böse; aber so heillos verstumpft sollte einer nie und nimmer sein, daß die stärkste aller Beschwörungen — rauchendes Blut, das selbst die Schatten der Unterwelt zum Reden bringt — den Menschen in ihm nicht mehr erweckt.

Wir aber nehmen, ob wir ihn lieben oder nicht, den Menschen ernst. Zuweilen sehen

wir ihn nicht, manchmal wollen wir ihn auch nicht sehen; unser Leben ist vielfältig und verworren und in tausend Bindungen verknüpft, die mit dem Menschen nichts zu tun haben. Aber wenn es um letzte Dinge geht, dann sehen wir ihn, dann hebt er uns sein Antlitz entgegen, seins und unseres. Dann zerreißt die Scheidewand, die unser Ich von dem Du trennt; die Starre unserer Existenz löst sich, wir fluten im großen Strom. Dieses Erlebnis bleibt dem, der es einmal hatte, unverlierbar; es bezeichnet eine Wegscheide, an der unser Zustand sich ändert und unser Schicksal Richtung erhält.

Wie jede letzte Entscheidung, kommt es mit einem Glücksgefühl: die Welt bestätigt das Selbst.

Wie jede letzte Entscheidung, kommt es mit einem Angstgefühl: die Welt bedroht das Selbst.

Jede Erfüllung ist zugleich eine Zielsetzung.

Wer einmal den Menschen sah, sich selbst im andern, wird die Sehnsucht nach ihm niemals mehr los. Er muß ihn immer wieder suchen gehen. Auf dieser ewigen Wanderung finden die großen Begegnungen statt: die starke Liebe, die echte Freundschaft, die wahre Brüderlichkeit, die ganze Hingabe. Hindernisse und Enttäuschungen bleiben nicht aus; aber das sind Konflikte des Kafferntums, mit denen sich fertig werden läßt. Der große Kampf beginnt da, wo das Gefühl des Du so übermächtig wird, daß es das Ich sich selbst dauernd zu entreißen droht. Wessen letztes Ziel nicht die Erlösung der Welt, wer nicht zum großen Liebenden erwählt ist, sucht immer wieder, sich aus der tiefsten Verstrickung zu retten, sein Ich zurückzugewinnen um der Aufgabe willen, die ihm Leben und Tod bedeutet. Neben dem Erlöser steht der Schaf-

fende, neben dem Bruder aller der Einsame; er, der auch Züge des Verächters trägt. Sein Leben ist immer zwiespältig, er ist der Träger des tiefen Widerspruchs, aus dem die Schöpfung steigt.

Er gehört nicht zu den Armseligen, die alles nur bedingungsweise tun. Er setzt sich tausendfach und immer wieder aufs Spiel. Er wagt immer wieder den Sprung in die purpurne Finsternis, ja, er läßt sich sinken bis auf den Grund; aber selbst, wenn er Hände und Füße nicht regte, spiee ihn der Strudel wieder ans Licht zurück. Denn er ist für einen andern Tod aufgespart, der seiner so sicher wartet wie das Kreuz von Golgatha des Erlösers.

Für jeden, der Mensch zu sein wagt, sind die großen Bindungen da. Wie die Sprache des Menschen der Sprache des Kaffern, so sind auch die Bindungen des Menschen den Bindungen des Kaffern auf den er-

sten Blick ähnlich. Hier gilts, zu unterscheiden und zu trennen; von Schein zu Wesen, von Zufall zu Schicksal zu gelangen.



Von der Menschheit

Die Menschheit ist der herrlichste Traum des Menschen; aber, sofern sie ein wesentlicher Begriff und nicht nur eine Sammelbezeichnung ist, sicherlich ein Traum. Selbst Christus, der doch für die Menschheit starb, erwachte gewißlich aus ihm, da er die Kaffern zu seinem Kreuz emporgrinsen sah. Kann sein, daß in allen, die Menschenantlitz tragen, die Möglichkeit des Menschen lebt; aber wirklich ist er in ihnen nicht. Nicht eine Wirklichkeit ist die Menschheit, sondern ein Ziel von solcher Ferne, daß es der Glaube ins Jenseits verlegt, weil keine irdische Pilgerschaft es erwandern kann.

Im Sinne grober Wirklichkeit verstehen das Wort nur die Kaffern. Sie bedürfen seiner um ihrer Sicherheit willen, obwohl sie diese auf verschiedene Art suchen. Die einen — die Demütigen — wollen die Plattform so breit wie möglich machen, damit sie selbst unter allen Umständen darauf Platz finden; die anderen — die Hochmütigen — wollen die Fläche so tief wie möglich legen, damit sie selbst sich desto leichter darüber erheben können. Die ersten sind Demokraten, die zweiten Aristokraten unter den Kaffern.

Wenn ich jeden in seiner Haut gelten lasse, kann mir nichts passieren, denn soviel wie ein Botokude bin ich auf jeden Fall wert. So denkt der Stand, das Volk, das in die Höhe will. Die einfache Überlegung hat im politischen Kampf ihre Auftriebskraft bewährt; sie hat wie eine hydraulische Presse den dritten und den vierten Stand und die Judenschaft hochgedrückt, sie hebt

jetzt die farbigen Völker in ihrer Gesamtheit. Das Evangelium von der Menschheit, der jeder schon von Geburt an zugehört, nivelliert mit unwiderstehlicher Gewalt.

Wenn ich jeden als meinesgleichen gelten lasse, so verliere ich meinen Vorrang, und der Botokude, der doch offenbar weniger ist als ich, rückt mir Schulter an Schulter. So denkt der Stand, das Volk, das die nachdrängende Unterschicht fürchtet. Die einfache Überlegung führt zu einer scharfen Scheidung der Kasten, die, eine auf die andere getürmt, sich zu einer Pyramide spitzen. Die Menschheit ist dann nur die Basis, auf der der Bau lastet, zum Tragen ein für allemal bestimmt. Wenn die Quadern sich rückten und versuchten, nach oben zu steigen, dann müßte das wirken wie ein Erdbeben, und es geschähe ein großer Einsturz.

So würde sich die Frage der Menschheit

letzten Endes in dem Kampf zweier sehr primitiver Egoismen darstellen, von denen der demokratische offenbar zur Zeit die günstigeren Aussichten hat. Aber die einfache Frage wird verwickelt dadurch, daß ein höher gerichteter Egoismus gelernt hat, das Spiel der Kräfte für seinen besonderen Zweck zu gebrauchen. Geborene Aristokraten unter Menschen und Völkern kämpfen auf der Seite und als Führer der Demokratie, um so über Ebenbürtige zu siegen. Geborene Demokraten schwören zur Aristokratie, um als einzelne rascher aufzusteigen denn in der Masse.

Aber eine Münze, die erst verschlechtert und obendrein noch gefälscht wird, verliert den Kurs. Es will keiner mehr damit bezahlt sein. An allen Ecken stehen ihrer auf, die auf die Menschheit pfeifen. In den Augen des englischen Herrenvolkes waren die Deutschen während des Krieges keine Menschen. In den Augen der Bolsche-

wisten sind die Bourgeois keine Menschen. So wehrt man unbequeme Ansprüche gleich von vornherein ab. Es ist das Los aller verkafferten Begriffe, daß sie in Krisenzeiten krachen gehen; da sie den Ewigkeitswert verloren haben und zu bloßen Mitteln für eine bestimmte Lage herabgesunken sind, müssen sie mit deren Änderung zerfallen. Aber nur die Kafferschaft, die existierende, hat Pleite gemacht, nicht die Menschheit, die lebende.

Denn sie lebt, wenn auch ganz nur im Traum. In der Wirklichkeit nimmt sie die Form einer Forderung an. Ihr seid — vielleicht — nicht Menschen; aber ihr sollt Menschen sein. Wer das Wort Menschheit in diesem Sinne ausspricht, ruft auf zur Entkafferung; er verkündet den Willen zu einer Zukunft, in der jeder, der die Möglichkeit zum Menschen in sich trägt, sie verwirklicht. Welche und wieviel ihrer sind, können wir nicht wissen. Aber um sie zu

erfassen, müssen wir uns an alle wenden. Das heißt: wir können nicht tun, als seien die Kaffern nicht auf der Welt. Das wäre eben so verkehrt, als hielte jemand Metall nur dann für vorhanden, wenn es gediegen gefunden wird, und verzichtete auf den Abbau der Erzgänge. Sie sind nicht Metall, aber sie führen es zumeist, und erst die Prüfung erweist, ob sie taub sind. Welche Methode wir wählen, um den Gehalt zu gewinnen, das ist keine wesentliche, sondern eine technische Frage. Wären wir Urmächte, wie der große Liebende, so würden wir unser elementares Feuer durch die Gänge jagen und die gediegenen Adern aus den Schlacken schmelzen. Wir sind keine Urmacht, darum tun wir bescheidene Bergmannsarbeit. Sie ist schwer, manchmal schmutzig, oft gefährlich; aber sie gehört zu unserem Leben. Denn wir haben selbst die Verschüttung gespürt, die Last des Berges und die Schmach tauben Gesteins; wir wis-

sen, daß Wert sich schwer hinaufmüht. Kennst du dieses Erlebnis? Sahst du diese Wahrheit? Dann stehst du an der zweiten Wegscheide deines Schicksals.

Man kann andern nicht seine Wahrheit schenken, aber man kann ihnen helfen, die ihre zu finden. Dieses ist der Sinn der Aufklärung; nicht die Vertauschung eines dicken Aberglaubens gegen einen verdünnten.

Man kann andern nicht zu einem Schicksal verhelfen, aber man kann ihnen den Weg dazu frei machen. Das ist der Sinn der Freiheit, nicht die Vertauschung einer drückenden Fessel gegen eine lindere, die nicht weniger fest kettet.

Den Sinn der Begriffe muß man rein halten; nur dann ist es möglich, öffentlich für andere, für alle zu wirken, ohne zum Kaffern zu werden. Menschen, die die Wahrheit lieben und suchen, haben eine angeborene Scheu davor, sich mit Politik zu bemengen. Sie begreifen, daß die Einstellung

auf äußere Mittel eine Gefahr für alle Innerlichkeit ist, die stärkste, wenn ein innerliches Ziel, ein sogenanntes Ideal vorgespiegelt wird. Die andere für den Gedanken des Vaterlandes begeistern wollen, jagen sie auf die Schlachtbank; die andere zur Freiheit zu führen verheißen, stürzen sich in die bitterste Knechtschaft. Das kann nicht anders sein; denn Politik kann nicht innere Ziele erreichen, sondern höchstens Resultate, die sich fast immer als Vergewaltigungen darstellen. Aber gerade darum darf man sich nicht verkriechen, wenn man zu einem Ziele will. Man muß kämpfen für die Möglichkeit des Menschen.

Politik ist die Kunst, die die Beziehungen der Kaffern zu einander regelt und die Bindungen festsetzt. Sie ist, da wir uns nicht von den Kaffern um uns, ja nicht einmal von dem Kaffern in uns trennen können, etwas, was uns angeht. Es ist dringende Notwendigkeit, die Bindungen nicht so mächtig werden

zu lassen, daß sie uns die Gliedmaßen ein- und die Gurgel abschnüren; denn dann wird auch der Mensch gefesselt und erwürgt. Gerade das ist denen gleichgültig, die die Politik um ihrer selbst willen treiben; gleichviel, ob sie es tun als gewaltige Former, die die Zeit nach ihrem Willen prägen, oder als Parteibonzen, die bei dieser Beschäftigung den eigenen Vorteil gleich mitbesorgen. Uns aber, sofern wir Menschen sind, kommt es in der Politik nur darauf an, das kleinere Übel gegen das größere durchzusetzen.

Alle politische Freiheit ist zunächst eine Kaffernfreiheit; aber durch sie stützen wir die menschliche. Es wäre an sich durchaus denkbar, daß ein vernünftiger Despot die menschliche Freiheit zur höchsten Entfaltung kommen ließe: Voraussetzung nur, daß er selbst ein Mensch und kein Kaffer oder gar Verächter ist. Aber wer kann diesen Glücksfall verbürgen? Der Hauptgewinn in der Lotterie ist wahrscheinlicher. Es wäre eben-

so denkbar, daß ein Umsturz von Grund aus, der alle Bindungen auf einmal zerreißt, die volle grenzenlose Freiheit brächte: Voraussetzung nur, daß dieser Umsturz von Menschen gemacht und getragen wird und nicht von Kaffern oder Tyrannen, die von einer fixen Idee geritten werden. Aber ist dieser Glücksfall wahrscheinlicher als der andere?

Wir lieben alle Gefahr, und darum haben wir ein unmittelbares Gefühl auch für die große Gewalt, möge sie nun Napoleon heißen oder Lenin. Aber unser Dasein erschöpft sich nicht hier, es trägt sein Ziel in sich. Nicht, um unserem Schicksal davonzulaufen, sondern es zu erlangen und es in Leben und Tod zu erfüllen, suchen wir uns die Tyrannei aller Kaffernschaft vom Halse zu halten. Sie sind Mächte der Welt, der Wirklichkeit, nicht Mächte unseres Selbst; und wir stehen zu ihnen immer im Gegensatz, nie gewillt, uns ihnen unterzuordnen oder anzupassen. Wir wollen, daß der

Mensch frei sei von Vergewaltigung.

Das bedeutet innerpolitisch: wir stehen auf Seite der Demokratie. Nicht, weil sie ein erwünschter Endzustand wäre, sondern weil sie die größte Möglichkeit bietet, eine Auslese zu treffen. Wir nehmen selbst die Parole: Freie Bahn dem Tüchtigen! in den Kauf, obwohl sie, bei Licht besehen, eine echte Kaffernparole und nur auf die Stärkung der Zivilisation gemünzt ist. Aber nicht nur den Strebern, sondern auch den Menschen gibt die Demokratie Gelegenheit, aus der Masse emporzutauchen. Weil sie das Recht zu allen bringt, bringt sie es auch zu denen, denen es zusteht. So ist die Demokratie der einzige Weg, zu einer wahren Aristokratie zu gelangen. Die wird wahrscheinlich nicht auf den Ministerstühlen sitzen; es ist fraglich, ob sie dahin paßt. Aber sie wird leben. Sie wird Einfluß üben. Sie wird, wenn die Welt zu verkaffern droht, den Menschen aus der Tiefe wieder ans

Licht rufen. Sie wird, unter sich, einen Bund schließen auf Leben und Tod, daß Menschenwert nicht geschändet, Menschenleben nicht vergeudet, Menschenwahrheit nicht mit Füßen getreten, Menschenschicksal nicht gestohlen werden darf. Sie wird ein Gewissen sein, eine Stimme von Mensch zu Mensch, Sporn und Flügel und barmherzige Hand.

Das bedeutet außerpolitisch: wir stehn auf Seiten des Friedens. Nicht, weil er ein unbedingtes und letztes Gut wäre, sondern weil der Krieg ein unbedingtes Übel ist, solange Menschen und Kaffern untereinander gemengt und einer des andern Ersatzmann ist. Stünde Held gegen Held, jeder willig zum Untergange: der Krieg könnte eine große Herrlichkeit sein. Stünde Zivilisation gegen Zivilisation, eine organisierte und mechanisierte Kaffernschaft gegen die andre: er wäre ein höchst interessantes technisches Experiment, jedem rechnenden Inge-

nieur lockendes Problem. Und stünde der Mensch gegen den Kaffern: sähen wir dann nicht leibhaft eine Episode des ewigen Kampfes zwischen Licht und Finsternis? Wer aber entdeckt dieses Bild in dem blutigen Mischmasch, dem ins Riesenhafte gesteigerten Eisenbahnunglück, bei dem zerquetschte und zersplitterte Eisenteile wirr durcheinander liegen? Solange Menschen und Kaffern, einer mit dem andern, einer im andern gar wohnen, sind Kriege ein Frevel. Sie bedeuten Vernichtung des Menschen um nichts. Oder meint ihr, daß dem Sieger größere Aussicht gegeben sei, zum Menschen zu werden? Dann eher noch dem Besiegten.

Wir glauben nicht an die Menschheit als an etwas Wirkliches. Aber sie ist eine Möglichkeit in dir, in mir, in Tausenden und Abertausenden von uns; vielleicht in allen. Sollten wir sie nicht suchen, über alle Grenzen hinweg, damit endlich die Menschenwahr-

heit triumphiert über die Kafferlüge? Und gibt es einen Menschen, der sich dieser Verpflichtung entziehen darf? Keiner gewiß, der um den Menschen in sich kämpfte. Er weiß freilich, daß man nichts erreicht, wenn man den Kaffern gute Lehren gibt und ihm die moralische Forderung vor die Nase hält. Nur eins ist not: die eigene Wahrheit, das eigene Beispiel, die eigne Leistung, das eigne Opfer.

Man kann dem Menschen nicht zum Leben helfen, wenn man selbst ein Kaffer ist; man wird immer erst selbst etwas sein müssen, um andern etwas zu sein. Diese Erkenntnis führt jeden, der Wert hat, durch Strecken seines Lebens, in denen er sich um andre nicht kümmern kann, wenn er sich nicht selbst aufgeben will. Jeder muß wissen, wie weit er das darf; jeder muß wissen, was er vor sich verantworten kann; jeder entscheiden, ob er aus harter Notwendigkeit handelt oder aus schäbiger Faulheit.

Gewiß, es gibt Menschen, die ihr ganzes Selbst an die eigne Erlösung setzen müssen, die nur durch diese erbitterte Selbstsucht zur letzten Vollkommenheit gelangen. Sie machen ihre Schuld an die Menschheit durch ihr bloßes Dasein wett, von ihrem Anblick geht Kraft aus, die allen hilft, ohne daß sie selbst die Hand zu heben brauchen. Diese Erhabenen leben außerhalb der Bindungen, frei von der Zivilisation, sie sind jeder Anmahnung entrückt. Sie sind, aber keiner darf sich auf sie berufen, denn jeder von ihnen ist der Eine.



Ob ich mein Vaterland liebe? Ja, kann ich denn anders? Ich atme seine Luft, ich spreche seine Sprache, ich danke ihm meine Bildung, ich will nur hier leben, und wenn ich einen Wunsch habe, so ist es der, es von einem Ende bis zum andern zu durchwandern und jeden seiner Züge auswendig zu kennen' wie die eines tiefgeliebten Antlitzes. Ich bin manchen Tag durchs Land gegangen in einer einzigen Erschütterung. Berge und Dörfer, Bäume und Mädchen waren alle in mir schon da, ihr Anblick war ein Wiedersehen, eine Auferstehung aus dem Tiefsten meines Seins. Ich will und kann das Vaterland ebensowenig verleugnen wie mein Eingeweide, mein Hirn,

mein Herz, die für mich unter allen Umständen den Vorzug haben, meine eigenen zu sein und mir deshalb immerdar werter sein müssen. als fremde, selbst wenn diese gesünder, entwickelter, reifer sein sollten. Diese Liebe kann ich mir nicht als Verdienst anrechnen, denn ich sehe wohl ein, daß ich zu den Bevorzugten rechne; und wenn mir auch vom Boden des Vaterlandes nicht so viel gehört, wie unter meinen Stiefelsohlen Platz hat, so habe ich doch durch Anlage und Erziehung die Gabe, seinen ganzen Reichtum in mich zu reißen und so leibhaft in mir zu fühlen wie eine strömende Welle meines Blutes. Ich bin durch ein ganz unmittelbares, ein körperliches Gefühl gebunden, für das ich ebenso wenig kann wie für meinen Pulsschlag. Wenn ich Deutschland liebe, so bejahe ich damit mein eigenes Leben.

Aber in diesem Bekenntnis liegt auch der Vorbehalt: denn ich liebe mich ja nicht be-

dingungslos, sondern nur, insoweit ich kein Kaffer bin. Und so lehne ich auch durchaus ein Deutschland ab, das verkaffert ist. Es war militaristisch verkaffert und wird vielleicht eines Tages sozialistisch verkaffert sein, oder — was ist nicht alles möglich — bildungsmäßig oder kunstgewerblich oder ethisch. Aber immer werden Dinge bleiben, die zu lieben sind, aus denen das tiefste und unvergängliche Deutschland spricht; und von dem unvergänglichen wird der Blick ins ewige gehn. Um dieser Dinge willen ist Deutschland zu lieben, auch wenn es krank, entstellt, verhunzt von der Verkafferung ist. Und vielleicht ist dann die Liebe noch tiefer; weil sie es schwer hat.

Auch der Kaffer liebt das Vaterland nicht bedingungslos; nur richtet sich seine Liebe nicht auf das Wesen, sondern auf den jeweiligen Zustand, der, um seinen Wünschen zu entsprechen, genau der Art und dem Grad seiner eigenen Verkafferung entspre-

chen soll. Für den militaristischen Kaffer ist das Vaterland vollkommen, sobald ein Wilhelm mit klingendem Spiel durch das Brandenburger Tor einrückt; für den sozialistischen, sobald alle einträglichen Betriebe restlos sozialisiert sind. So sehr die zweite Lösung der ersten vorzuziehen ist, so gewiß ist auch sie keine Erfüllung des Wesens.

Von dem wesentlichen Deutschland glänzte etwas auf in der Begeisterung des Kriegsausbruchs: ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie es vielleicht nie so vordem war. Die Verkafferung erwies sich als mächtiger und löschte die Flamme aus. Wären Menschen am Ruder gewesen, sie hätten begriffen, daß das Zusammengehörigkeitsgefühl aus einer Hoffnung stammte, daß also, um es zu erhalten, diese Hoffnung in eine Erfüllung gewandelt werden mußte. Der Unterschied zwischen Herrschenden und Beherrschten, Besitzenden und Besitzlosen, der für eine kurze Spanne aufgehoben schien,

mußte für immer beseitigt werden. Das hätte freilich zur Voraussetzung gehabt, daß die Herrschenden und Besitzenden wirklich das wesentliche Deutschland geliebt hätten und nicht das verkafferte, das sie als Staatsbürger ersten Ranges privilegierte; dann hätten sie sich von ihren Vorrechten trennen können. Sie taten das nicht, im Gegenteil, sie boten alles auf, um auch dem geringsten Zugeständnis zu entgehen. Es wurde von Tag zu Tag offenbarer, daß die Masse für ein Vaterland sterben sollte, das ausschließlicher Besitz einer Klasse war. Das einheitliche Volk war eine Fiktion, eine Lüge, und genau in dem Augenblick, wo das auch dem besten Willen offenbar war, zerbrach die Front. Ganz gewiß sind Tausende für das wesentliche Deutschland gestorben, und ihr Tod war schön, war Erfüllung. Aber Millionen wurden geschlachtet für ein verkaffertes Deutschland, ihr Tod war sinnlos, um kein Haar weniger Zufall, als wäre

ihnen ein Dachziegel auf den Kopf gefallen. Es ist infam, dem Volke einen Vorwurf daraus zu machen, daß es dies nicht länger wollte; ein Recht zu solchem Vorwurf hätten nur die, die selbst auf ihre Vorrechte verzichtet hätten, ehe sie von andern verlangten, für sie zu sterben. Ein wahrhaft einheitliches Volk, drin jeder sich selbst im andern erkannt hätte, wäre vielleicht zu einem grandiosen Untergange reif gewesen; eben darum vielleicht hätte es gesiegt. In beiden Fällen hätte es sein Schicksal erfüllt. Was heut über Deutschland gekommen ist, ist eine äußere Katastrophe ohne Tragik, es sei denn, man suchte die tragische Schuld in der Lammsgeduld des Volks, das nicht schon vor dem Krieg seine Fürsten zum Teufel jagte und die Privilegien der herrschenden Klassen zerbrach.

Nun ist es allerdings richtig, daß, wie im Kaffern der Mensch, so in einem noch so verkafferten Deutschland das wesentliche

Deutschland als Möglichkeit steckt, und daß darum, wer das wesentliche will, auch wünschen muß, daß das verkafferte lebe. Es wird also, wenn es um Sein oder Nichtsein geht, jeder, der Deutschland liebt, für seinen Bestand eintreten. Damit ist freilich nicht gesagt, daß er unbedingt mit dem Schießgewehr losturnen müsse; es wäre ebenso denkbar, daß einer, um das Vaterland vor der Katastrophe zu bewahren, unter Einsetzung seines Lebens für den Frieden einträte. Einzig darauf kommt es an, daß man sein Schicksal, seine gesamte Existenz mit der Existenz und dem Schicksal des Vaterlandes zusammen denkt; daß man sich mit ihm in Wahrheit untrennbar verbunden fühlt. Dieses Gefühl ist Voraussetzung; wer es nicht kennt, dem können auch keine Pflichten erwachsen, der ist vom Vaterlande frei; und wenn man ihm daraus einen Vorwurf machen will, so trifft jedenfalls ein noch

stärkerer den Staat, der ihn zu einem Bekenntnis der Liebe, also zu einer Lüge notzüchtigt. Hier ist abermals eine Wegscheide. Bleib stehn, Wanderer, hier kannst du Entdeckungen an dir machen.

Wir glaubten bei Kriegsausbruch nahezu alle, daß uns ohne unser Verschulden ein Kampf auf Leben und Tod aufgezwungen sei. Jeder Mann, vom Jüngling bis zum Greise, hörte den Ruf; jeder gab sofort seine Antwort mit Ja oder Nein. Ja hieß: Bereitschaft zur Verteidigung. Nein hieß: Wille zur Rebellion. Haben alle nach ihrem Bekenntnis gehandelt? Keineswegs. Bejaher blieben daheim, Verneiner gingen mit. Nur Kaffern fällen nach dem bloßen äußeren Befund; ob einer draußen war oder nicht, ihr Urteil: es gab hüben und drüben Helden, Handwerker, Renommisten, Fatalisten und Drückeberger.

Wer ist Held? Viele spürten die heldische Aufwallung und meldeten sich freiwillig.

Aber wirkliche Freiwilligkeit war doch nur bei denen, die dem Zugriff des Staates entzogen waren; für die andern war die Meldung nur eine Verschiebung des Zeitpunkts, dabei aber auch eine Verbesserung der Chance. Sie beweist darum allein garnichts; erst das Verhalten im Kriege selbst entscheidet. Mancher, der als Enthusiast auszog, wurde zum Renommisten, der sich mit der einmaligen Heldenpose von dauerndem Heldentum loskaufte; mancher zum Fatalisten, der schlecht und recht seine Pflicht tat; mancher zum Drückeberger, der die erste Gelegenheit wahrnahm, sich aus dem Schlamassel fortzustehlen. Und umgekehrt: von den Verneinern des Krieges — wie wenige sind zu Helden geworden und haben sich dem Zwang, zu töten, widersetzt! Wie viele fügten sich knirschend und wagten nicht einmal, sich dem Zugriff durch die Flucht zu entziehen und sich damit außerhalb der mächtigen Bindung nur auf sich selbst zu

stellen! Held ist allein, wer im Leben und bis in den Tod, heiligen Willens voll, die Erfüllung durch den Kampf für seine große Sache suchte und fand.

Die Handwerker können nicht den Anspruch auf diesen großen Maßstab erheben. Für den reinen Berufssoldaten ist nicht die Erfüllung einer Sendung das Ziel, sondern die Lösung einer Aufgabe, an die freilich nötigenfalls auch das Leben zu setzen ist. Dieser Einsatz ist in den Vertrag einbegriffen; ob er aber verlangt wird, hängt ganz von den Umständen ab. Das Gefahrmoment ist nebensächlich; die Arbeit der Stäbe und Hauptquartiere ist nicht minderen Ranges, weil sie sich in sicherer Stellung vollzieht, denn diese Sicherheit dient dem Zweck. Und genau so wurde auch von Berufsmenschen der Gegenseite gearbeitet, von den beamteten Führern des organisierten Aufstands; zielbewußt, unter Schonung der Kräfte, aber auch unter Verachtung der

Gefahr. Hier gilt es, auf beiden Seiten, nicht mehr Entscheidung, sondern Erfüllung einer klaren, anerkannten Vorschrift. Es zeugt von einer viel höher entwickelten Einsicht, daß die getreuen Handwerker des Umsturzes sich nicht mit ihrer — nach dem Abkommen selbstverständlichen — Leistung brüsteten wie viele Offiziere, denen man durch Ordensverleihungen ohne Maß und Verstand eine ganz unberechtigte Eitelkeit künstlich anzüchtete. Diese Männer haben ihre Berufspflicht erfüllt — gut. Aber welcher anständige Mensch gründet darauf besondere Ansprüche? Das Heldentum liegt jenseits dieser Pflicht.

Die Renommisten nutzten die Gelegenheit. Sie suchten — soweit sie Jasager waren — mit Inbrunst die Beförderung oder eine Auszeichnung zu erwischen, die ihnen für das ganze künftige Leben ohne weiteren Aufwand die Heldenhaftigkeit bescheinigte. Dies ist im Grunde ein Geschäft; wobei be-

merkt sei, daß ein solches die Noblesse nicht ausschließt. Das Leben bleibt immer der höchste Einsatz. Aber die meisten wußten verständig zu stoppen, sobald der Zweck erreicht war und sie die Nase voll hatten, und sie zogen sich in die Sicherheit zurück, fest entschlossen, fortan als Rentner ihres Gnadenschatzes zu leben. Die Neinsager dieses Schlags tauchten auf, als der Aufstand reif war, und befriedigten mit dem Erwerb einer breiten roten Binde rasch ihren Bedarf revolutionären Wagemuts. Solche Leute tun Augenblicksdienste, oft sogar erhebliche. Aber sie werden sofort zu Gläubigern und Nutznießern, mit einer Zielsicherheit, die deutlich verrät, welche Instinkte die wirklich beherrschenden ihres Daseins sind.

Wohl die stärkste Gruppe waren die Fatalisten, die sich von dem übermächtigen Strom treiben ließen. Sie verzichteten darauf, einen eigenen Willen, ein eigenes

Schicksal zu behaupten. Menschen, die bislang ihr ganzes Sein an eine Sache gesetzt hatten, war es eine Art Wollust, nun über sich verfügt, sich verwendet zu sehen, einer persönlichen, oft grausamen Verantwortung überhoben zu sein. Eine höhere Hand schob sie an ihren Platz: Schützengraben oder Büro, Fabrik oder Etappe; sie drängten sich nicht zu Heldentaten, drückten sich vor keinem Verhängnis, nahmen Einberufung und Reklamation in Kauf und waren nur darauf bedacht, sich allezeit anständig in die Lage zu schicken, die ihnen niemals völlig auf den Leib geschnitten war. In diesem Verzicht war — sagte man sich wohl zunächst — etwas Großes, war ein Opfer am besten eigenem Leben. Es wurde daraus, auch für solche, denen die unmittelbare Gefahr und der letzte Zwang vorüberging, Einbuße am Leben, Verlust." Hier liegt für mich ein wunder Punkt, der schmerzt, wenn ich ihn berühre (nicht wenn andere es tun). So

genau ich weiß, daß ich, eingezogen, meine Pflicht gerade so erfüllt hätte, wie ich es reklamiert tat; so genau ich weiß, daß ich mich ganz blind fügte und damit jeder äußeren Verantwortung enthoben ward; so genau ich weiß, daß dieses Verhalten aus einem Gefühl kam, das das Kriegsgeschehnis als eine schicksalsmäßige Unterbrechung eigenen inneren Lebens empfand und ein Ziel jenseits, eine neue Reife in der Zukunft ahnte — so gewiß weiß ich, daß hier etwas nicht stimmt, daß ich mit dem Recht, fürs Vaterland den Tod zu wagen, auch das Recht aufgab, für die Freiheit unter vollem Einsatz zu kämpfen, und daß immer in mir ein Stachel zurückbleiben wird, bis ich, bei neuer Gelegenheit, für meine letzte Wahrheit meinen Anteil an der unmittelbaren Gefahr gehabt haben werde. Ich war einmal in meinem Leben demütig; ich schwöre, es nie wieder zu sein! Wer das Unbedingte, den Willen zu immer neuer Entscheidung einmal

in sich unterdrückt hat, wird seines Lebens nicht wieder froh, ehe er nicht das Letzte gewagt hat.

Die Drückeberger endlich suchten die Sicherheit um jeden Preis, auch um den der Entwürdigung. Gelang es ihnen, die Reputation zu retten, so freuten sie sich um so mehr. Kriegs- und Revolutionsbarden scheuchten durch lautes Geräusch die Schande von sich, wie die Orientalen die Finsternis vom Monde. Andre verzogen sich wie üble Gerüche. Wieder andre bildeten eine affenartige Gelenkigkeit aus, von einem rettenden Ast auf den andern zu springen, und mögen dieses sogar noch als Tugend preisen. Achtbar sind dagegen die Zyniker, die ohne Angst und Selbsttäuschung für sich sorgten, weil sie eine Haftbarkeit gegenüber irgendwelcher Bindung weder kennen noch heucheln.

Unter allen Gruppen — ja, auch unter der letzten — haben sich wesentliche Menschen

befunden; die meisten freilich unter den Helden und den Fatalisten. Ganz freies und hohes Opfer war der Tod Ludwig Franks: an ihm haftete nichts zufälliges, dieses Blut ward vergossen, damit ein erhabener Traum Wirklichkeit werde. Hermann Löns starb im Sinne seines ganzen Lebens, schlicht und stumm, unter einem Doppelzwang des Schicksals, das im gleichen Augenblick die Erschöpfung und Erfüllung seines Daseins besiegelte. Dehmel zog aus und kämpfte als Held, er kehrte wieder als Fatalist und starb am Krieg, der nicht Krönung seines Lebens, sondern nur Episode gewesen war. Hermann Hesse leistete den Verzicht und ward aus reinem Herzen ein Helfer; er auch einer, der eine unheilbare Wunde mitnahm, Heinrich Vogeler zog freiwillig in den Krieg, als heldischer Bekenner ins Lager der Freiheit, die seinem ganzen Dasein neues Ziel gab. Liebknecht stieg aus leichter fatalistischer Lähmung immer stürmischer em-

vor zu revolutionärem Heldentum und Martyrium. Ja, der Krieg schuf Schicksale; aber immer nur in denen, die schicksalsfähig waren und durch alle Verwirrung hindurch doch endlich ihre Wahrheit fanden.

In uns, die wir den Krieg überlebten, wirkt er schicksalhaft weiter. Uns allen blieb ein ungelöster Rest, der zu neuen Entschlüssen treibt: Gefühl einer neuen Verpflichtung gegen das Land, das unsere Heimat ist.

Die alte Verpflichtung stellte Menschen und Kaffern unter das gleiche Gesetz; dies war der Ursprung der ungeheuerlichen Verstrickung. Wir suchen eine neue Bindung an ein wesentliches Deutschland. Das hat nichts zu tun mit Reparation und Wiederaufbau, was alles die Zivilisationsprogramme der Kaffern des In- und Auslandes verlangen; obwohl diese Forderungen erfüllt werden müssen, da jeder Ver-

such, sich zu drücken, auch den Menschen gefährlich sein würde. Nein: wir wollen uns selber bauen, uns selber als Deutsche, unserm inneren Gesetz getreu, das wir nicht ändern noch verleugnen können.



Vor langer, langer Zeit empfahl ich einmal, man solle jedem unserer Volksgenossen auf zwei Jahre verbieten, das Wort deutsch auszusprechen. Leider predigte ich tauben Ohren. Man plärrte, kreischte und trompetete die Vokabel so laut und andauernd in die Welt, daß die anderen Völker sie nicht mehr hören konnten und, um dem fatalen Klange zu entgehen, dafür boche oder hun sagten. Entartete Worte muß man vermeiden. In diesem Buche fehlt ein gewisses Wort, das durch Mißbrauch so abgegriffen und verderbt ist, daß ich es ohne Ekel nicht mehr hören kann, obwohl von dem Begriffe auf jeder Seite die Rede ist. Auch das Wort „deutsch“ setze

ich nur mit Zögern her. Aber es ist unvermeidlich, denn wir wollen versuchen, ihm seine Würde und sein Geheimnis wiederzugeben.

Weiß einer, was deutsch ist? Dann bewahre er es im Busen; jegliche Definition ist schon der Anfang der Verkafferung. Was gemeint ist, ergibt sich nicht aus der Erklärung, sondern aus dem Zusammenhang der Sätze und des Sinns. Die Wahrheit liegt in der Tiefe unseres Bluts, das auf jede Einwirkung feinfühliger antwortet als auf irgend ein Serum. Ich glaube nicht, daß ein Mensch diese innere Bestimmtheit verleugnen kann, so er nicht völlig verkaffert ist. Es gibt Dinge, bei denen wir unmittelbar wissen: sie sind deutsch oder, wenn man will, germanisch. Sie haben alle ein Gemeinsames: die ungemeine Spannweite, die von einem Äußersten zu einem Äußersten reicht. Es ist Ungefüges, Ungeformtes, Urtümliches zu spüren — und dabei

allerzarteste Verdünnung, schwebende Verklärung. Es ist bei Wolfram, Eckhardt, Luther, Goethe, Immermann, in der deutschen Musik, in den Domen, die gleichviel aus welchem Boden aus germanischem Geist aufsprossen, bei Dante und bei Shakespeare, in denen germanisches Blut noch mächtig war, es ist in unserm Märchen und in unserm Volkslied. Der Deutsche muß immer wieder den ganzen Weg gehn; es gibt keine deutsche Überlieferung, keine deutsche Entwicklung, sondern immer nur eine Gegenwart. Alle andern Völker zeigen in ihrem Aufbau deutlich die Schichtung, sie baun sich langsam, schrittweise empor, sobald die Geburtskrise einmal überwunden ist. Deutschland geht von einem Untergang zum andern, von einer Auferstehung zur andern. Wir sind ein vulkanisches Volk, immer wieder stößt der glühende Strom aus dem unterirdischen Herd aufwärts und erstarrt in kristallini-

schen Gipfeln. Aus dieser inneren Beschaffenheit erklärt sich das Katastrophale unserer Geschichte. Es gibt kein Volk, das durch solche Wechselfälle gegangen und doch immer wieder neu geworden wäre. Daraus ergibt sich aber auch, daß alle Versuche, uns zur Stetigkeit zu bringen, fehlschlagen müssen, weil sie unserer inneren Natur zuwider sind. Nur eine vollkommene Durchsetzung des germanischen mit fremden Blut könnte das ändern; erst durch diese Mischung wurde England der gewaltige Repräsentant der Zivilisation, erst durch diese Mischung wurde Preußen der geordnete und ordnende Organismus innerhalb Deutschlands. Rein germanische Staatengebilde haben nur auf ganz kleinem Raum Dauer, wobei die Enge der Grenze als Klammer wirkt.

Das echte Deutschland ist nicht zu zivilisieren. Wer das durchsetzen will, muß es fremdrassigen Mächten überliefern, mögen

die nun Preußentum heißen oder Sozialismus. Die innere Verwandtschaft der beiden hat Spengler vollkommen richtig erkannt. Der Sozialismus führt zweifellos zu milderen Formen der Verkafferung; nach dem Gesetz des Pendelschlags ist er an der Reihe, er ist notwendig zur Überwindung des Militarismus, und gewiß wird aus der Antithese auch einmal die Synthese wachsen. Aber man soll begreifen, daß das, was andern Völkern Leben und Dauer bedeuten kann, für Deutschland der Tod ist, Überleitung in einen Zustand, der es sein Bestes kostet. Bei keinem andern Volk nimmt die Zivilisation sofort so unsympathische Formen an. Wir können uns ihr nicht anpassen, sondern müssen uns, falls wir sie bejahen, völlig aufgeben. Wir haben den widerwärtigsten Militarismus auf der Welt gehabt; wir würden auch den widerwärtigsten — nämlich einen bürokratischen — Sozialismus haben, wenn er unumschränkt

herrschte. Denn wenn der Deutsche seinem Wesen untreu wird, wird er unweigerlich subaltern und tyrannisch. Auch unsere Offiziere waren Unteroffiziere vor der höheren Stelle, noch der Feldmarschall stand innerlich stramm vor dem obersten Kriegsherrn wie ein Rekrut vor dem Sergeanten; denn mehr war auch schließlich der zweite Wilhelm nicht. Selbst ein Genie wie Bismarck war bereits so gehemmt, daß er in Ehrfurcht verharrte, statt zum Rebellen zu werden; es ist Fälschung, daß solche Unterwürfigkeit deutsches Erbteil sei — so wahr Heinrich der Löwe ein Deutscher war! Kurz vor dem Kriege war die dumm-drohende Miene mit den gesträubten Bartspitzen Massenerscheinung, erschöpfender physiognomischer Ausdruck der in Deutschland herrschenden Zivilisation. Dies ist nicht das wahre Gesicht Deutschlands, sondern eine Kaffernfratze übelster Art, und da wir sie der Welt als die unsre zukehrten, dürfen wir

uns nicht wundern, daß sie uns nun behandeln möchte wie einen Watschenmann.

Auch die leichtere Form der Verkaffeerung, die man als deutsche Tüchtigkeit zu preisen pflegte, zeigte keineswegs nur liebenswerte Züge. Der Wunsch, es jedem Kunden recht zu machen, führte zu einem Mangel an Qualitätsgesinnung, dessen ein Engländer nie fähig gewesen wäre und den er tief verachtete, genau so, wie es jeder wesentliche Deutsche tun muß. Wir sind von Hause aus kein Exportvolk für Massenware, alle wohlmeinenden Geschmackserziehung wird uns nicht dazu machen. Unser Hauptausfuhrartikel war, seit wir von Germanen wissen, Menschen, immer wieder Menschen; wir haben durch den Einschuß unseres Bluts den Boden jedes europäischen und manches überseeischen Volkstums verbessert; gleichviel, ob als Eroberer von oben herab oder durch einfache Unterschaufelung als Dünger. Diesem Schicksal

würden wir auch dann nicht entrinnen, wenn wir uns den halben Erdball unterwürfen; wir würden immer wieder aufgesogen werden, es sei denn, daß sich Deutsche irgendwo als ganz kleine Herrenkaste oder in geschlossener Siedlung hielten. Nur dann behauptete sich unser Schlag bisher außerhalb der Heimat. Ein Teil unserer lebendigen Energie ist offenbar dazu vorherbestimmt, diesem Zwecke der Blutaufbesserung zu dienen; wir sind seit zweitausend Jahren das edelste Kreuzungsvolk der Welt gewesen, und wir würden es erst aufhören zu sein, wenn wir selbst gänzlich durchmischt wären. Dann, ja dann wäre es vielleicht möglich, daß dieses neue Volk — nicht mehr wir — auch auf fremdem Boden beständig bliebe und reif würde für eine dauernde Weltherrschaft wie heute die Angelsachsen.

Es ist nun merkwürdig, wie sich die beiden großen Zivilisationsmächte zu dieser Frage der Blutmischung verhalten. Der

Sozialismus lehnt die Weltherrschaft einer Nation ab, bejaht aber die Blutmischung, die für Deutschland der einzig mögliche Weg zu diesem Ziele wäre. Der Militarismus, obwohl im undeutschesten Staat Deutschlands ensprossen, bekennt sich zum Imperialismus, gebärdet sich jedoch dabei „völkisch" und predigt das Evangelium der Rassenreinheit. Die Gedanken sind beiderseits falsch gepaart, Mittel und Zweck widersprechen sich, man muß sie, um sie für einander passend zu machen, über Kreuz verheiraten. Dann lautet die Fragestellung: Rassenmischung und vielleicht Herrschaft der neuen Rasse — oder Rassenreinheit und Bescheidung. Hier ist eine Wegscheide, hier wähle! Hier beginnt neues Schicksal. Aber kannst du, wenn du deine Wahrheit siehst, noch wählen? Liegt das Schicksal nicht schon fertig in dir?

Ich bekenne mich zur Menschheit, aber auch zu meiner Rasse, die mir ein Weg

dünkt, zu einem Menschen besonderer Art und letzten Willens zu gelangen. Zugegeben, daß andere Rassen, reine und ungemischte, zu gleichwertiger Endleistung stiegen und steigen; aber dort liegt mein Ziel nicht, dort bin ich zu Gast, wenn auch mit Freude und Dank; hier dagegen ist mein Weg, meine Heimat, die Möglichkeit meiner Vollendung. Ich kann mich nun und nimmer auf den Boden einer Überlieferung stellen, ich muß unablässig immer wieder ganz von unten auf beginnen, von der Schwere her, und ich habe keine Sehnsucht als die nach letzter leichtester Höhe. Diese meine eigenste Menschlichkeit finde ich hier und da auch in der Fremde bestätigt; unablässig, immerdar aber nur im Deutschtum, da, wo es deutsch im Sinne des Menschen und nicht des Kaffern ist.

Dieses Deutschtum beansprucht kein anderes Recht, als das, zu sein, wie es ist; und ich wüßte nicht, welche Macht der Welt

ihm das wehren könnte, wenn nicht der Kaffer in der eigenen Brust. Ich kenne den Wert meines Erbes, das die Reihe bescheidner Vorfahren, streng und karg gegen sich selbst, gespeichert hat, um es als einen köstlichen Schatz in meine Hand zu legen. Alle ihre gebändigte Sehnsucht ist in mir befreit: und wenn ich den starken Strom in meinen Adern fühle, so weiß ich, daß er durch die lange Ahnenreihe her geflossen ist aus dem lebendigen Boden, den mein Urahn schon pflügte. Dieses ganz einfache Tagewerk, in Mühsal und Freiheit vollbracht, ist ewig Bild und Widerspiel des geistigen Deutschtums, das schaffend immer die lebendige Erde unter sich fühlt und den freien Himmel über sich. Es gibt ihrer genug, denen das gleiche Erbe geschenkt wurde, genug auch in Zukunft, denen es geschenkt werden wird von einfachen Menschen, die sich nicht ausgaben, auf daß ihre Rasse lebe. Menschen dieser Art haben es nicht nötig, Kaffern zu

sein. Ich kann in meiner Ahnenreihe — sie reicht freilich nicht allzuweit zurück, auf Vatersseite rund 200 Jahre — keinen einzigen Kaffern entdecken. Mir als erstem machte er zu schaffen, mir, der der Zivilisation überliefert, in Lüge und üble Dinge verstrickt ward; aber — dank meinen Vätern und Müttern — mein Blut ist unverbraucht genug, um ihn zu erschlagen!

Kaffern sind es, vom Zivilisationsmachtwahn besessene, die da meinen, daß dieses Deutschtum gegen irgendwen verteidigt werden müsse. Es ist ein Besitz der Welt; unser einziges Gut, dem sofort, nachdem der Kaffernkrieg beendet war, alle Türen in der Welt offen standen, soweit sie zu Menschen führen; eine so todsichere Sache, daß es sogar für die Kaffern als ein Plus in der Valutarechnung sichtbar und schätzbar sein wird. Und es ist auch nicht nötig, es im Inland zu verteidigen. Der Kaffernselbstschutz der Antisemiten ist ganz und gar über-

flüssig. Kunst, Bühne, Literatur, Wissenschaft sind nicht verjudet, sondern verkaffert, und die Juden, als die besseren Geschäftsleute, sind natürlich geschickter, den geschäftlichen Apparat zu dirigieren. Das meiste, was produziert, gezeigt, gelesen, gekauft wird, ist doch nur Geschäft, Konjunkturerzeugnis; was aber rein und unbedingt ist, wird, auch bei einwandfreier arischer Herkunft, von den verkafferten Ariern am zähesten abgelehnt. Sie sind es, nicht die Handvoll Juden, an denen die Kleist und Büchner, Nietzsche, Conradi, Sack zugrunde gehen und von denen die Otto Ernste und Presbers leben. Sie sind es, die aus Goethe eine Gipsbüste, aus Schiller ein Nährpräparat für patriotische Säuglinge und aus Fichte einen Parteipolitiker in der Westentasche machen, aus den Lebenden aber ein paar mittelmäßige Lieblinge wegen ihrer löblichen treudeutschen Gesinnung eben mit durchfüttern. Sie sind es, die nicht begreifen,

daß alle Wahrheit und Größe erbarmungslos ist und sich ebenso gegen den kehrt, der sie kündet und schafft, wie gegen den, der sich ihr naht. Sie sind es, die über jeden der geistigen Freiheit verdächtigen Deutschen Jude oder Judengenosse rufen, aber selbst keinen wesentlichen Deutschen lesen; denn sie selbst können über das Brett vor ihrem Kopfe hinweg Neues gar nicht sehen. Nicht nur Fontane erfuhr das, sondern auch Löns — Löns! — wurde erst wirklich anerkannt, seitdem ein Jude den Wehrwolf mit dem Respekt begrüßt hatte, der einem großen Werke ziemt. Es ist wahr, daß die Juden den maßgebenden Einfluß an der geistigen Börse haben. Aber die Börse würde auch dann nicht zum Tempel, wenn lauter Arier sie besuchten. Wo das Geld rollt — Tagesruhm ist nur eine andere Form des Geldes — ist stets auch Gestank; und wenn einer hieraus eine Moral ziehen wollte, könnte es doch nicht die sein: „Miete

dir einen Stand" — sondern nur die andre: „Geh nicht auf die Börse".

Ich habe mit wenig Juden engen Verkehr gepflogen. Es war meistens eine Scheidewand da, etwas Fremdes; aber in einigen Fällen war das Fremde ein Reiz, gerade dieses von Grund auf, von Jahrtausenden her Anderssein lohnender als eine verwaschene, peinliche Familienähnlichkeit. Eine Judengefahr besteht nur für die Kaffern, die der Zivilisation mit Haut und Haar verfallen sind. Die Juden stehen, weil sie rassenmäßig widerstandsfähiger sind, der Zivilisation viel souveräner gegenüber; sie schätzen sie nach ihrem wahren Wert ein und wissen sie zweckmäßig zu nutzen, ohne daß sie darüber ihr Innerstes verleugnen müßten. Daher üben sie allerdings auf dem von ihnen gemeisterten Gebiet eine Macht aus. Manchmal spielen sie damit. Sie haben den Hang, durch Spott und Witz Dinge zu zersetzen, die andern heilig sind; schlimm ge-

nung, daß sie andern, daß sie Deutschen heilig sind; denn es handelt sich — prüft es an dem frechsten ihrer Spötter, an Heine nach! — allemal um verkafferte Begriffe, um Wirklichkeiten, in denen die Idee verhunzt ist. Vor der Größe haben sie meist mehr Respekt, selbst wenn sie hassen, als manche Arier, wenn sie lieben. Sie schlugen freilich Christus ans Kreuz, weil sie das Gefährliche seiner Lehre sahen, seine Größe mordeten sie nicht; zu diesem Behufe mußten erst diejenigen Arier kommen, die Christi wilde Wahrheit als milden Breiumschlag für seelisches Bauchweh applizierten. Es kommt auch vor, daß Juden ihr Talent mißbrauchen; daß sie sich als Schmarotzer auf Zivilisationsschäden einnisten. Aber solche Schäden entstehen ja gerade immer da, wo die Zivilisation dem Volkstum nicht paßt. Je freier es sich von ihrer Knechtschaft macht, um so mehr weicht die Gefahr. Wer sich aber der Zivilisation ver-

schrieben hat, mit welchem Recht pocht der noch auf seine deutsche Rasse? Sie ist ihm doch an allen Ecken und Enden ein Hindernis. Müßte er nicht vielmehr ganz wild danach sein, sich durch eine zweckmäßige Blutmischung der Zivilisation gewachsen zu machen, mithin aus allen Kräften danach streben, die Juden zu assimilieren? Ich bin überzeugt, daß genau diese Einsicht, in die Praxis umgesetzt, den Engländern ihren letzten Zuwachs an zivilisatorischer Kraft gebracht hat.

Beides zugleich ist nicht zu haben; es heißt: Zivilisation oder Deutschtum; Macht oder Bescheidung; dauernde äußere Sicherheit oder ewiges Ringen der Seele. Es sitzt sich famos auf einem Klubsessel, weit behaglicher als auf einem Schusterschemel. Immerhin kommt es darauf an, wer sitzt. Dem Kaffern im Klubsessel schwebt der Kurszettel vor Augen; der wesentliche Mensch, der ein Deutscher war, erblickte in der schwe-

benden Schusterkugel das Geheimnis der Gottheit.



So liefe es also darauf hinaus, eine bescheidene Armut zu empfehlen —? Nein, nicht unbedingt. Aber wem es auf sein Gesetz, sein Schicksal, seine Wahrheit ankommt, darf keine Angst vor ihr haben. Es gibt Augenblicke, wo man sie wählen muß, um sich aus der Verkafferung zu retten.

Das Geld ist die stärkste Waffe der Zivilisation. Ihre Gefährlichkeit liegt darin, daß sie zweischneidig ist; daß sie, wie man sich auch wende, immer ihre Schärfe gegen einen kehrt.

Hast du Geld, so mußt du die Zivilisation wollen. Sie allein verbürgt dir, daß man es dir nicht ohne weiteres nehmen kann und daß du etwas dafür bekommst.

Jede Erschütterung bedroht dich mit einem Nachteil; das Geld verliert die Kaufkraft, die Ware geht aus, die schöne Sicherheit verkehrt sich über Nacht in grausige Bedrängnis. Du mußt Stätigkeit wollen und Ordnung, irgendwo und irgendwie müssen sie da sein, und seis — so du selbst zufällig als Rechts- oder Linkputschist den Umsturz in deinem Lande betreibst — auf der Bank eines gefahrentrückten Staats.

Hast du kein Geld und willst dein Leben dennoch fristen, so mußt du dich, ob du sie willst oder nicht, an die Zivilisation halten. Sie allein ist zahlungsfähig und zahlungsbereit, wenn du ihr dafür eine geeignete Gegenleistung bietest. Wenn sie lückenlos geschlossen ist, bietet sie auch dem, der nichts leisten kann oder will, wenigstens die äußerste Notdurft: durch Versicherung, Fürsorge und im äußersten Falle Gefängnis, das jedem offen steht, der nur die nötige Verzweiflung, Entschlossenheit und Scham-

losigkeit besitzt. In der Wüste kann man verhungern, in der Zivilisation muß man es nicht.

Wie du dich auch zur Zivilisation stellst, du brauchst unter allen Umständen Geld.

Wenn du sie bejahst, mußt du es haben, um dich ihrer Segnungen ausgiebig erfreuen, die schöne Sicherheit und den Komfort genießen zu dürfen.

Wenn du sie verneinst, mußt du es erst recht haben, um sie dir möglichst weit vom Halse zu halten.

Und wenn man das Geld abschaffte? Man kann das Zeichen beseitigen und den Namen, nicht den Begriff. Denn er bedeutet nichts anderes als das Recht, für eine bestimmte Leistung eine andere einzutauschen. Nur, weil dies nicht stets auf der Stelle nötig und möglich ist, braucht man eine Zwischenschaltung, die, ob sie nun aus Muscheln oder Vieh, Gold oder Papier besteht, die Bezeichnung Geld trägt. Das

sichtbare Geld ist abzuschaffen, wenn man zum primitivsten Tauschverkehr, Ware gegen Ware, zurückkehrt; das unsichtbare steckt schon in ihm. Sich vom Geld trennen, heißt sich von der Zivilisation trennen. Können wir das?

Der vielleicht, der einsam auf einer Insel lebte, auf der ihm die Bäume die Früchte in den Mund fallen lassen und die Temperatur den Gebrauch von Kleidern überflüssig macht. Wo diese Voraussetzungen fehlen, könnte, auf sich allein angewiesen, allenfalls noch ein Wilder tiefster Stufe, ein Urmensch existieren, der der Natur angepaßt ist wie ein Tier. Robinson wäre dazu nicht imstande gewesen. Er wäre zugrunde gegangen, wenn er nicht vom Wrack die Werkzeuge — Zivilisationsprodukte! — hergeschafft und außerdem nicht bestimmte Fähigkeiten — Zivilisationserinnerungen! — mitgebracht hätte. Innerhalb zivilisierter Länder ist es ganz unmöglich, von der Zivi-

lisation und damit vom Gelde loszukommen. Selbst wer sich durch seiner Hände Arbeit unmittelbar von der Scholle ernähren und alle seine Bedürfnisse durch eigene Herstellung befriedigen wollte und könnte, müßte mindestens zu Beginn ihre Hilfen in Anspruch nehmen: er braucht eine Erziehung, den Boden, Rohstoffe, Werkzeuge, und wenn man ihm alles dies schenkte, es müßte, vom Boden abgesehen, vorher von andern erarbeitet sein, die aus ihrer Arbeit Recht herleiteten. Eben dies Recht ist Geld. Es wird geschaffen durch Arbeit im Dienste der Zivilisation. Daran kann kein Kommunismus etwas ändern. Er kann höchstens im Augenblicke des Umschwungs, für diesen Augenblick, den Urbegriff des Geldes als des durch Arbeit erworbenen Rechts ausschalten, muß ihn aber in der folgenden Sekunde schon wieder einführen, wenn er nicht dem Chaos verfallen will.

Aber wäre es, um zu Geld zu kommen,

nicht möglich, statt für die Zivilisation zu arbeiten, die Zivilisation für sich arbeiten zu lassen? Dann würde die Bindung zwar bestehen bleiben, aber doch wenigstens in einer sehr lockeren Form. Viererlei Menschen bestätigen diese Möglichkeit; es sind:

Der Dieb, der sich das Geld des andern heimlich oder, als Räuber, mit Gewalt aneignet.

Der Bettler, der sich das Geld des andern schenken läßt.

Der Spieler, der das Geld des andern durch Zufall an sich reißt.

Der Rentner, der das Geld eines andern auf Grund eines Rechtstitels bezieht.

Diese vier Nutznießer fremder Arbeit und fremden Geldes sind die Sehnsuchtstypen und Schutzheiligen aller, die sehr gegen ihren Wunsch und Willen arbeiten müssen, um zu leben. Zu ihnen steigen täglich Millionen Stoßgebete empor. Ach, daß ich das Geld dieses oder jenes hätte! Daß mir einer eine

Million schenkte! Daß ich das große Los gewänne! Daß ich für mein Lebtag genug Geld besäße!

Alle andern Sterblichen, außer diesen vier, können nicht umhin, die Mittel, die sie zur Bestreitung ihrer Existenz und darüber hinaus brauchen, durch Verkauf ihres Arbeitserzeugnisses oder ihrer Arbeitskraft an die Zivilisation zu erwerben. Da dies nur möglich ist, solange sie Kaufwillige finden, muß die von ihnen angebotene Ware begehrt, von der Zivilisation als notwendig oder erwünscht legitimiert sein. Es ist klar, daß alle Arbeit, selbst die hingebendste, edelste, Menschen nicht in den Besitz auch nur des täglichen Brots bringt, wenn niemand ihrer zur Notdurft oder Ergötzung des Leibes oder der Seele bedarf. Wer sich innerhalb der Zivilisation durch eigne Kraft erhalten will, muß also auf bestimmte Bedürfnisse des Publikums Rücksicht nehmen: er darf nicht nur an seine Arbeit, er muß an den Er-

werb denken. Ist diese Erkenntnis zum Allgemeingut geworden, so wird die Arbeit immer mehr Mittel zum Zweck, notwendiges Übel; jeder bevorzugt die, die am meisten, schnellsten, sichersten einbringt, gleichviel, ob er zu ihr ein inneres Verhältnis hat oder nicht. Nicht erst heute arbeiten die meisten, auch die nicht aus Naturanlage stinkfaul sind, im Grunde ungern. Sie fühlen sich nicht so sehr als Erzeuger, denn als Verbraucher. Das Erzeugnis selbst beherrscht nicht ihre Phantasie, die schweift vielmehr nach den Dingen, die sie sich für den Lohn leisten wollen; Entwürdigung der Arbeit und Entwürdigung des Erzeugnisses gehen Hand in Hand. Die sogenannte Hochblüte der Industrie geschah auf Kosten der Arbeitsgesinnung und der Qualität; sie war nur möglich, indem künstlich Bedürfnisse niederen Ranges geschaffen wurden; sie strebte nicht nach Gehalt, sondern nach Absatz; sie war angewiesen auf die Massenware. Dem Pro-

blem ist von der Seite des Geschmacks her nicht beizukommen. Natürlich kauft jeder anständige Mensch für sein gutes Geld gern anständige Ware, und die Industrie wird sie gewiß ebenso willig herstellen wie miserable wenn sie damit ebenso gute Geschäfte machen kann. Aber das Übel selbst könnte allein behoben werden dadurch, daß man das Tempo des Verdienens verlangsamt, also den Erwerb nicht mehr als die Seele des Betriebs betrachtet. Das aber tastet an die Tendenz der Zivilisation, und einen solchen Eingriff wird sie sich gutwillig nicht gefallen lassen.

Wenn ein Mensch sich darauf versteift, die Arbeit zu tun, die seinem innersten Wesen entspricht, so ist er der Zivilisation auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Es kann sein, daß sie seine Arbeit abnimmt; sie kann sie ebenso gut zurückweisen. In der Regel braucht die reine und vollends die große Leistung Zeit, sich durchzusetzen, das heißt:

so sichtbar zu werden, daß sie nicht nur dem Herzen einzelner wesentlicher Menschen willkommen, sondern auch der Modelaune und dem Bildungsehrgeiz der Kaffernschaft mundgerecht ist. Erst dies bringt den Erfolg, den Widerhall, den Ruhm, die Freiheit von Sorgen um die Existenz; bringt als schönsten Lohn auch die Möglichkeit, an die in der Masse verschütteten Menschen heranzukommen, an sie, die nicht selbst Quellen aufzusuchen vermögen, sondern darauf angewiesen sind, daß die reine und lösende Flut den Weg zu ihnen finde. Die meisten wahrhaften Schöpfer erleben das garnicht oder allenfalls im biblischen Alter. Aber es ist nicht beabsichtigt, dieses Schicksal, daß von der Größe untrennbar zu sein scheint, zu bedauern. Es handelt sich hier nicht um den schöpferischen, sondern um den wesentlichen Menschen, der die Vorstufe des schöpferischen ist und gleich jenem das Anrecht auf sein Selbst, seine Wahrheit und sein

Schicksal hat und zu behaupten sucht. Jenem kann keine Hilfe etwas nützen; diesem wohl. Jenem kann letzten Endes keine Bindung etwas anhaben, sie wird ihm immer wieder aus einem Teil seines Selbst zum Teil der Welt, die außer ihm liegt; dieser aber ist bedroht von der Anpassung, der Verkafferung, dem Verlust seines Besten, wenn seine Widerstandskraft erlahmt. An der Sicherheit geht mehr Menschentum zugrunde als an der Unsicherheit.

Es bleibt dem wesentlichen Menschen, so er nicht auf die Dauer als Bettler, Dieb oder Spieler leben will und doch als Rentner nicht leben kann, kein Ausweg, als sich von der Zivilisation auf irgend eine Weise in Sold und Pflicht nehmen zu lassen. Er hat eine Berufung, er wählt einen Beruf. Höchstwahrscheinlich wird er ihn so aussuchen, daß er in der Richtung seiner Berufung liegt. Wer sich zum Priester, Richter, Erzieher, Dichter, Publizisten, Führer,

Forscher berufen fühlt, wird Geistlicher, Jurist, Lehrer, Schriftsteller, Journalist, Berufspolitiker, Professor; er lebt dann für seine Berufung, aber von seinem Beruf. Das kann eine schöne und völlige Form der Existenz sein: genau so lange, als sich im Beruf die Berufung erfüllen läßt. Junge Leute glauben daran, daß sie das können, bis die Erfahrung sie eines schlechteren belehrt. Da die Berufe ganz im Zeichen der Zivilisation, also der Stetigkeit, der Zweckmäßigkeit, des Kompromisses stehn, mithin schon in der Wurzel verkaffert sind, dulden sie die Berufung nur bis zur Grenze der Sicherheit. Die wird mit unerbittlicher Zähigkeit verteidigt, sie ist unüberwindlich selbst für das Genie, das sich im Rahmen eines Berufs niemals ganz erfüllen kann, sondern immer irgendwie verkümmern muß, wenn es sich in ihm beschlossen fühlt. Bismarck wurde kein Napoleon. Ein Beruf wird um so gefährlicher, je mehr er ein-

bringt, ob nun das Geld in nackter Gestalt oder als Ansehen und Einfluß auftritt. Es ist mehr als Widersinn, es ist Stumpfsinn, zu behaupten, daß ein ursprünglich berufener Mensch im Beruf um so unabhängiger wird, je besser man ihn bezahlt; diese Scheinwahrheit brauchen die Kaffern, die sich geistige Arbeiter nennen, als Feldgeschrei, wenn sie eine Gehaltsaufbesserung anstreben. Der ausgebeutete Geistige ist innerlich freier als der gemästete; der Rebell in Ketten ist gefährlicher als der Pfahlbürger in voller Freiheit. Gewiß darf in seinem Beruf ein Mensch nicht so wenig haben, daß er aufs Mausen, Fälschen oder Spielen angewiesen ist; dann hätte er ja ebenso gut draußen bleiben können. Aber seine Abhängigkeit wird nicht kleiner, sondern größer mit dem Preis, der auf seine Freiheit gesetzt ist. Eine kluge Zivilisatien ködert und kirrt den gefährlichen Geist mit guten Bissen. Die meisten Revolutionen hätten sich zu Reformen umbiegen

lassen, wenn man die Allzuhungrigen, statt sie einzusperren oder umzubringen, rechtzeitig, ehe die Masse ins Rutschen kam, mit Geld und Ehren fett gemacht hätte. Nur talentlose Tyrannen verlassen sich auf Hunger und Knute; alle ganz großen Bewegungen kamen aus Unterdrückung und Not und verkafferten, sobald sie sich einigermaßen vollgefressen hatten.

Es ist sehr angenehm, Geld und Geltung sein zu nennen, und ich bin der letzte, den Reiz dieser abgefeimtesten Lockung der Zivilisation zu leugnen. Sie gibt Freiheit von tausend Plagen, die kleinlich, aber darum nicht minder entsetzlich sind, und es ist unmöglich, immer unter dem Druck der Misere in grausiger Unsicherheit zu leben. Jeder Mensch braucht mindestens Atempausen, wenn er nicht vor die Hunde gehen soll. Es ist anständig gedacht, wenn man sie nicht umsonst haben, sondern bezahlen will. Aber man darf sie nicht mit seinem besten Teil

bezahlen. Jeder muß Gefühl dafür haben, was er ertragen kann, ohne die Menschenwürde für Kafferngłück hinzugeben.

Geld und Geltung sind, wie die meisten Genüsse, Narkotika. Sie schläfern das Bewußtsein ein, umnebeln den Blick, töten das Schmerzgefühl, dieses Warnungssignal der Natur, und mancher ist sich schon, wie ein Morphinist, abhanden gekommen, ohne es zu merken. Das Gewissen meldet sich gelegentlich als ein Katzenjammer, den die neue Spritze beseitigt. Wer sich von ihr nicht losreißen kann, ist verloren. Wer sich nicht mehr zutraut, arm und allein auf sich selbst gestellt zu sein, ist verloren. Der Wille, auch Armut zu ertragen — und das bedeutet unter Umständen ganz wörtlich den Tod —, ist die einzige wirksame Waffe des wesentlichen Menschen gegen die Verkafferung. Er muß bleiben und im Falle des unlöslichen Konflikts Tat werden. Dies ist der einzige Weg zur Rettung der Seele,

der nie versagt.

Jeder wesentliche Mensch muß ihn sich offen halten, jeder hat ihn nötig. Auch der, der in freier Tätigkeit seine Existenz findet. Ein Erfolg, mag er mit noch so reinen Mitteln errungen sein, wird immer zur Gefahr. Wie mancher, der aus heiligem Überschwang ein wertvolles Werk zeugte, geilt seine Zeugungskraft künstlich auf, um es in immer matterer Form zum zweiten, dritten, zehnten Mal fertig zu kriegen. Wie viele, denen eine große Liebe ein Kind schenkte, verfallen in schändliche Hurerei! Wieviele Künstler entarten zu Kunstgewerblern, wieviele Prediger zu Bauernfängern, wieviele Propheten zu Hochstaplern! Man muß sich von seinem Erfolg trennen können wie von seinem Amt, man muß neu sein können aus dem Wesen, auf die Gefahr hin, keinem mehr zu gefallen, der einen liebte, als Neuer wieder arm und verachtet zu sein und ganz von unten anfangen zu

müssen. Und auch die entgehen den Fallstricken nicht, die unabhängig von ihrem Gelde leben können. Sie verlieren die Courage zu Wahrheiten, die ihren Besitz gefährden. Sie können nicht mehr jede Einsicht aussprechen, ohne sie durch ihr Leben Lügen zu strafen. Tolstoi war zeitlebens eingekerkert in seinem Reichtum, er durchbrach die Mauer erst, als er seine verzweifelte Flucht in den Tod antrat; nur ein Mann dieses Maßes konnte im Werk wahr sein trotz der Lüge seines Lebens, weil er sie fühlte wie ein Brandmal auf der Stirn. Aber die meisten fühlen solches nicht mehr. Schamlos, ohne Erröten, bekennen sich Erlösermillionäre zu dem Enterbten, und statt ihren Kassenschrank in die Parteikasse zu entleeren, füllen sie ihn mit dem Dankeszoll der Protzen, die sich von ihnen zu besserer Verdauung den Bauch mit einem gelinden Gruseln kitzeln ließen. Wenn Goethes Spruch stimmt, daß alles Neue in ge-

wissem Sinne revolutionär ist, so ist der Besitz ein Hindernis, zu Neuem zu kommen; und was wäre neu, wenn nicht das Erlebnis der Wahrheit! Im Gelde sind herrliche Möglichkeiten des Genusses und des Glücks, aber auch schwere Gefahren. Man muß seiner sehr gewiß sein, um sich daran zu freuen; sehr stark, um ihm gewachsen zu bleiben. Immer wieder wird der Mensch sein Hab und Gut hingeben müssen um seiner Seele willen und einzig der Wahrheit folgen. Hier ist eine Wegscheide.

Es gibt wohl Arbeit, die dem Menschen das Dasein gewährleistet, ohne ihn in verhängnisvolle Abhängigkeit zu bringen; aber man muß sie gelernt haben, man kann sie nicht wie eine Spielerei oder eine Komödie betreiben. Von Anbeginn bis in alle Zukunft wird der Bau des Bodens die edelste Beschäftigung sein, die einzige, die es an Würde mit der Schöpfung aus dem Geiste

aufnimmt. Zum Landbau gehört das Handwerk; es war immer mit ihm zugleich da, und es hat den Vorzug, vom Besitz ganz unabhängig und überall in der Welt verwendbar zu sein. Es gibt keinen wesentlichen Menschen, der in seinem Leben nicht Jahre hat, die er im Kaffernsinne verlor; Jahre, in denen sich, ohne sein Zutun, seine geistige Form gebar. In diesen Jahren ist man unfruchtbar und unbrauchbar in einem ganz bestimmten Sinne. Keiner brauchte sie zu vertrödeln. Er wende sie an, um etwas Solides zu lernen, statt krampfhaft und erfolglos sein Wachstum zu forcieren. Es kommen für jeden wesentlichen Menschen Zeiten, wo er genau weiß, daß er hinterm Schreibtisch oder der Gerichtsschranke, auf der Kanzel oder der Bühne, auf der Tribüne oder dem Katheder fehl am Orte ist, wenn er Tag für Tag dort stehen oder sitzen soll; daß er hinter einem Pflug oder an einer Hobelbank reiner, ehrlicher, wah-

rer sein könnte; daß er sofort von seiner Stätte gehen würde, wenn er nur eine neue Stätte wüßte, wo kein Zugeständnis und keine Lüge nötig ist; daß ihm eine ehrbare Armut besser wäre als selbst eine fette Rente; daß er unmittelbar vor dem Tode steht, weil er gegen das Gesetz seines Lebens, gegen seine Wahrheit und sein Schicksal nicht länger verstoßen will.

— Was sagst du? Das hast du nie gefühlt?

Ach, du bist ja lange tot oder hast nie gelebt — Kaffer!



Nichts bindet den Menschen so tief in das Leben und die Welt wie die Liebe und das Blut. Nicht die äußere Bindung ist heilig, sondern das, was unter Menschen in und mit der Bindung ist. Hier vollzieht sich in der Tat Austausch, als stünde einer mit andern durch ein Aderneß in Verbindung. Wer es im Augenblick der Zeugung nicht spürte, der spürt es in der schweren Stunde seiner Frau; wer es beim Tode seiner Eltern nicht spürte, der spürt es beim Tode seiner Kinder. Das Leben ist verdoppelt; vervielfacht; in Vergangenheit und Zukunft verknotet. Es wachsen neue Organe, mit denen man weit in die Welt hineintastet; tausend neue Berührungen strömen

einem zurück. Ohne Frage wird das Dasein reicher, es stürmt in Wellen auf einen ein, beängstigend in seiner Fülle.

Mit dieser ungemeinen Erweiterung der Existenz wächst in gesteigertem Verhältnis die Angriffsfläche, die man der Welt bietet. Sich selbst gehören und für sich selbst verantwortlich sein, ist jedes Menschen erstes Ziel. Wer in der Bindung der Liebe und des Blutes steht, gehört sich nicht mehr allein und trägt Verantwortung für andre, vor andern. Was er tut, trifft andre mit; was andre tun, trifft ihn mit; wohl auch das Gute, doppelt aber das Böse. Ein stetiger Einfluß, ein ständiger Anspruch belastet ihn. Verstrickungen, die durch ihre Vielfältigkeit unübersehbar sind; unberechenbare Konsequenzen; Bedrohungen an allen Ecken und Enden zugleich; grausige Unsicherheiten, da bei aller Gleichsetzung mit andern immer ein Etwas ungleich, fremd, dunkel bleibt. Unser Wille reicht tief

hinein in den andern, der des andern tief in uns; keiner reicht bis in die letzte Möglichkeit. Wir sind nicht mehr frei; wir müssen stillhalten; wir sind einer Macht preisgegeben, die zu einem uns niemals völlig faßbaren Teil aus dem großen Draußen stammt. Wir schleppen ein Stück Welt mit uns herum, wie der Gefangene die Kugel.

Nicht, wenn diese Bindung aufgehoben wird, sondern wenn wir sie in ihrer ganzen Stärke spüren, fühlen wir die tiefste Angst um unser Selbst. Junge Menschen haben die hinreichende Brutalität, sich loszumachen, wenn die Fessel sie behindert; ihnen ist sie noch nicht so tief ins Fleisch hineingewachsen. Jeder, der etwas ist, hat einmal seine Eltern verleugnet, und wenn er sie liebte; jeder ein Mädchen verlassen, auch wenn er es liebte. Er wollte sich selbst neu- oder zurückgewinnen, und das war ihm den leisen Schmerz wert. Später beginnt man zu ahnen, was man damit dem an-

dern antat. Man ist schmerzempfindlicher geworden und schwächer; man kann nicht mehr wehe tun, kann nicht mehr erschlagen, was man liebt. Und doch: wer sein eigenes Leben erfüllen, seiner Wahrheit folgen, sein Schicksal leben muß — hier muß er wehetun, muß selbst töten können. Das Opfer Abrahams steht in unlösbarem Zusammenhange mit dem Opfer Christi.

Selbst der Kaffer ahnt, daß hier Abgründe sind. Er hat zielbewußt seine Vorkehrungen getroffen gegen allzu große Gefahr. Gegen die letzte Bedrohung der Liebe schützt er sich durch die Geschlechtlichkeit, durch die Erotik, durch die Kameradschaft, er macht das fremde Leben zu etwas außer sich, damit es ihm nicht unversehens allzu heftig an die Nieren greife. Er macht aus der Ehe einen geschriebenen oder ungeschriebenen Kontrakt, der die ehelichen Pflichten des Leibes und der Seele abgrenzt, und drängt die unbedingte Solidarität aus sei-

nem Dasein hinaus. Gewiß, manchmal wird auch ihm unheimlich zu Mute; selbst durch sein dickes Trommelfell dringt der Schrei der Kreißenden in sein Inneres, und darum zieht er vor, sich außer Hörweite zu begeben. Aber im ganzen gelingt es ihm, das gemeinsame Geäder abzubinden, und er hält sich an die animalische Wärme. Es fällt ihm leicht; denn da er sich nicht hat, kann er sich auch nicht grenzenlos verschenken; da er nicht in sich ist, kann er auch nicht außer sich sein. Den Kindern gegenüber gelingt das Wegschieben und Abgrenzen nicht so leicht; Blut ist stärker als Wahl. Hier verfängt kein Versuch, zu einem reinlichen Kontrakt zu kommen; selbst der verlorenste Sohn bleibt immer noch ein Stachel in der Seele, der sich nicht völlig herausziehen läßt und böse Eiterungen verursacht. Es muß schon ein sehr hoher Grad der Verkafferung erreicht sein, wenn Eltern den Grad ihrer Gefühle zu den Kin-

dern nur noch nach dem Maßstab der Eitelkeit — wohlgeraten oder ungeraten im Kaffernsinne — abmessen. Manchmal scheint es, als dienten Kinder über allen bloßen Fortpflanzungswillen der Natur hinaus dem höheren Zweck, das Gefühl des Ich für das Du unter keinen Umständen aus der Welt vertilgen zu lassen. Das Bild der schmerzensreichen Mutter, die den Sohn auf den Knieen hält, ist eins der Ursymbole menschlichen Seins, vielleicht das allgemeingiltigste, das es überhaupt gibt. Die katholische Kirche hat die Wichtigkeit des Marienkults richtig erfaßt: die Mutterliebe ist im engen Bezirk genau so unbedingt, wie Christi Erlöserliebe im unendlichen.

In der Tiefe dieser Fragen liegt beklemmendes Dunkel. Die bloße Scheu vor der Störung der Bequemlichkeit oder des Behagens ist nur bei vollendeten Kaffern der zureichende Grund, Kinder nicht zu wünschen oder zu verhüten; fast immer spielt

mehr mit: Scheu vor der letzten Verantwortung für fremdes Leben. Sie wird restlos überwunden nur von der Gedankenlosigkeit oder dem Wunsch, ein gewisses Erbe weiterzugeben, sei es eines an aufgespeichertem ungelebtem Leben oder an aufgespeichertem hohem Besitz. Wer sich mit Skrupeln plagt oder nicht gewiß weiß, daß er ein unbestreitbares Gut zu vererben hat, der wird immer einmal vor dem ungezeugten Kinde bangen, vor dem ungeborenen zittern: denn hier wächst etwas, das vom eigensten Sein und doch diesem eigensten Sein fremd ist. Die meisten Kinder, die geliebt werden, sind hart am Tode vorbeigegangen; wenn ein Wunsch töten könnte. Ja, jeder, der die ganze Schwere fremden Lebens als Last auf dem eigenen fühlte, hat in Gedanken auch Lebende — Weib und Kind — schon hinweggedacht; — gemordet! Gerade aus ganz großer Liebe gebiert sich der Todeswunsch, der nichts anderes ist als

der erbitterte Wunsch, sich aus einer ungeheuren Verflechtung gewaltsam zu befrein. Wer die Blendung dieses Blitzschlages erlebte, weiß um letzte Möglichkeiten, die die Kaffern nie begreifen werden. Sie opfern ihre Kinder unter Umständen auch: einem Mechanismus, der gewaltig sein kann; einem Moloch, der göttlich sein kann; einer die Masse beherrschenden Zwangsidee, die erhaben sein kann. Aber sie tun es nur unter der Bedingung, daß ihnen schon der Ablaß im voraus verkauft ist. Das heißt sich vor der Verantwortung drücken, das mindert den Rang des Opfers, mag es an sich noch so schmerzlich sein. Das große Opfer wird immer unter der eigenen Verantwortung vollzogen; es ist kein Loskauf, sondern ein über dem Scheitel aufgehängtes Schwert. Hier ist eine Wegscheide.

Ohne Frage sind die Bindungen der Liebe und des Bluts mächtige Hilfen dazu, die Welt und das Leben in allen Auswir-

kungen und Ausstrahlungen kennen zu lernen, sofern das Selbst von ihnen nicht erdrückt wird. Es ist eine Kraftprobe, auf die gerade der Starke nur schwer verzichtet. Aber sie hat es in sich: jeder, der sich ernst nimmt, empfindet das tausendfach, empfindet es täglich und um so stärker, wenn außer der inneren Bindung noch die äußere drückt. Die Pflicht, für die Geliebten zu sorgen, fordert unerbittlich. Da jeder schon für sich selbst auf die Zivilisation angewiesen ist, wenn er existieren will, ist er es vollends, wenn es die Erhaltung andrer gilt. Mag er bereit sein, selbst Äußerstes zu ertragen: kann er andern zumuten, um seinetwillen zu darben? Es gibt Kaffern, die in ihrem Herzen ergrimmt sind, daß sie für andre sorgen und darum selbst auf vieles verzichten müssen. Der Mensch erträgt das leicht. Er leidet erst, wenn ihn die Rücksicht auf andre hindert, arm zu sein und damit frei zu werden, da doch die andern diese Freiheit

garnicht entbehren. Der Druck der Zivilisation wird auf diese Weise verhängnisvoll verstärkt. Es würde die Überwindungen stärkster Hemmungen fordern, Menschen, die man liebt, dem Ungefähr zu überantworten, wenn man sie davor bewahren kann; ihnen würde die Armut, die einen selbst zum Schicksal befreien kann, vielleicht nichts sein als eine unfruchtbare Misere; denn einem andern kann man zum Schicksal nicht helfen. Daraus ist kaum ein Ausweg zu finden; um so weniger, da alles Versagen, auf andre angewendet, etwas Übles an sich hat und in der Regel nur ganz gemeine Knickrigkeit und Bummelei verrät. Man muß wünschen, die Seinen sicher zu stellen; und dieser hochanständige Wunsch ist schon manchem zum Verhängnis gediehen. Mehr als einem Menschen ward der Säugling, den er triumphierend als Pfand unvergänglichen Lebens begrüßte, zum Totengräber; das Weib, das ihm Erlösung schien, zur

Verdammnis. Die Familie wurde Grund seiner Anpassung in die Zivilisation; er wurde ein Kaffer um der Liebe willen, und über seinem Haupt schwebt die Gloriole eines lächerlichen Martyriums. Denn es ist ja klar, daß ein Mensch, der so im Wesentlichen versagt hat, daß er seine Niederlage nicht einmal mehr merkt, sondern seinen verkafferten Zustand am Ende noch gar als Tugend preist, niemals Quell wirklichen Lebens für andre werden kann: trotz aller äußeren Fürsorge wird er seinen Kindern das beste schuldig bleiben.

Armut und Keuschheit liegen in der Tat nahe beim Gehorsam gegen das Ziel, das man als das wahre erkannt hat. Und gewiß, wenn einer es rechtzeitig und klar erfaßte, wäre es vielleicht für ihn besser, ja das einzig Gute, auf Ehe und Nachwuchs zu verzichten. Ich könnte mir wohl denken, daß ein neues Geschlecht sich unter einer großen Wahrheit zu einer Gemeinschaft sammelte,

die das Mönchsgelübde tut, um nur dieser Wahrheit zu leben. Vielleicht ist eine Erweckung des Menschen aus allen Kaffern, in denen er noch nicht völlig ertötet ist, überhaupt nur so möglich, daß eine Sturmschar in alle Welt geht, die nichts ihr eigen nennt, als was sie auf dem Leibe trägt. Vielleicht ist, was wir als Reichtum unseres Daseins empfinden, wirklich nichts andres als eine Verlockung der Welt, die uns in ihren Dunstkreis zwingen will und mit tausend Listen versucht, uns unserer Wahrheit abtrünnig zu machen. Vielleicht sind das Sowohl als auch der Nimmersatten und das Als ob der Allzugescheiten die Scheuklappen, die uns der Satan aufsetzt, damit wir das Entweder oder nicht sehen.

Vielleicht werden die kommen, die nicht wägen, sondern wagen.

Vielleicht werden die kommen, die nicht voraussetzen, sondern glauben.

Vielleicht werden die kommen, denen jeder

Augenblick letzte Entscheidung ist.

Sie waren immer da, wenn die Stunde sie rief. Sie ruft! Ihre Stimme fährt nieder wie ein Hammerschlag, von dem das eigne Herz widerklingt.



Entweder — oder

An jedem Abschnitt unserer Wanderung ist ein Wegscheide aufgerichtet: Entweder — oder! Hier steht die Wahrheit. Aber wir sind alle dem Irrtum unterworfen und der Feigheit. Vielleicht hat auch jener Weg seine Vorzüge; probiers erst mal, du kannst immer wieder zurück, dann kennst du beide! — so flüstert das Sowohl als auch. Vielleicht ist das garnicht die wirkliche, richtige, einzige Wahrheit, sondern nur eine unverbindliche Annahme — so flüstert das Als ob.

Das Sowohl als auch ist gefährlich. Wer sich damit einläßt, muß auf seine Muskeln und Entschlußkraft zählen können, wenn er sich von dem falschen Wege wieder

losreißen will. Man kann ihn nicht zurück gehn, er bricht einem hinter den Füßen weg, man muß durch Gestrüpp und Dornen und muß verzweifelte Haken schlagen, um sich auf den wahren Weg zu retten. Für den, ders zwingt, war der Umweg gut. Die meisten gehen zugrunde, zumal wenn der Irrweg breit, eben und mit guten Gasthäusern besetzt ist, in denen man das Gewissen betäuben, die Reue wegschwemmen und die Wahrheit mit Herzfett einkapseln kann.

Gefährlicher aber noch ist das Als ob. Es nimmt anstelle der unbedingten Wahrheit eine bedingte an. Das ist eine ausgezeichnete Methode für einen wissenschaftlichen Floh, der mit exakten Sätzen von einem Standpunkt auf den andern turnt, die Dinge von jedem möglichen Gesichtspunkt beäugt und so den springenden Punkt entdeckt, was ihn schließlich zu der naheliegenden Identifizierung mit diesem springenden Punkt führt; indem nämlich die Welt höchst-

seine Annahme ist. Der Betrachter kann dadurch gewinnen, der Handelnde kommt damit nicht aus. Man kann wohl handeln, als ob etwas richtig sei; aber niemals, als ob etwas wahr sei.

Wahrheit ist immer nur eine, neben ihr hat keine andre Platz. Aber nur der Mensch ist der Wahrheit fähig, sie existiert nur in ihm und durch ihn, und sie offenbart sich in seinem Schicksal. Meine Wahrheit kann nicht die deine sein, wenn dein Leben nach einem andern Gesetz läuft; aber deine Wahrheit wird in deinem Leben ebenso lebendige Kraft sein, wie meine in meinem: steigernd oder hemmend, beglückend oder quälend, je nachdem du dich zu ihr stellst. Wenn du sie unterdrückst, wirst du krank werden; wenn du dich an die Lüge gewöhnst, stumpf; und gesund erst, wenn du ihr folgst und der Lüge ledig wirst. Man kann Geschehnes nicht ungeschehn machen, kann nicht tun, als ob nichts geschehen wäre, kann es

nicht einmal wegdenken. Das ist gut so; das lehrt den Wert der Entscheidung. Wer den Wurm in sich ticken hörte, der ist vor dem Untergang ins Kafferntum, vor dem geistigen Tode gewarnt. Es ist an ihm, die Wahrheit zu beherzigen.

Es gibt keine Wahrheiten, die man übertragen könnte; transportabel ist immer nur die Verkafferung. Wahrheit kann man nur erwecken. Ein Licht entzündet sich am andern, ein Feuer am andern; aber es ist ein neues Licht, ein neues Feuer, gesondert von dem ursprünglichen durch die Eigenart des Stoffs, aus dem es seine Nahrung zieht. Darum kann man auch nicht das Schicksal eines andern übernehmen; jedes Schicksal ist einzig. Wer handelt, als ob er ein andrer sei, lügt, selbst wenn er es noch so gut meint. Es gibt ein mystisches Einswerden; aber dies ist jeder Willkür entrückt, es ergreift von innen heraus den ganzen Körper mit, das ganze Sein bis in

die entferntesten Wurzeln und wandelt die Substanz, sodaß Nägelmale bluten aus den Handflächen dessen, der Christus wird. Umgekehrt führt kein Weg; wem das Geheimnis nicht gegeben ward, der geht nicht ein in den Gekreuzigten, und wenn man ihn mit seinem wirklichen Leibe auf das wirkliche Holz nagelte. Keiner wird entmeiert oder entkaffert, wenn er noch so getreu einem wesentlichen Menschen nachtäte; er kann nicht dieser, aber seinesgleichen sein, wenn er selbst von Grund auf wesentlich wird. Das Gemeinsame alles Wesentlichen liegt in der Entscheidung nach der Wahrheit; sie aber bestätigt sich immer erst aus dem Zusammenhang.

Glaube kein Wort, das sich dir anbietet, ohne daß du es durch den ganzen Zusammenhang deines oder eines fremden Lebens, durch ein Schicksal erhärtet siehst! Nimm kein Wort an, das nicht in dein ganzes Leben strömt, sich in deine Adern gießt

und dein Blut erneuert! Wir leben in einer Zeit, da sich mehr als je das unverbindliche Wort ausrast. Je nach dem betrachtet, in einem gewissen Sinne ist so ziemlich alles richtig. Jede Behauptung läßt sich umstülpen. Du kannst bei der nötigen Fingerfixigkeit, wie ein Taschenspieler aus einem alten Hut, aus jedem Gemeinplatz einen ganzen Berg voll glänzender Paradoxe herauszaubern, von denen jedes irgend eine verblüffende Richtigkeit hat. Du kannst ein verstaubtes System der Philosophie auf neu arbeiten, indem du es nach einem bequemen Schlüssel umdividierst, und es wird an Aussehen vielleicht dabei gewinnen. Es gibt unproduktive Menschen, die den Schein eigener Gedanken über einen Gegenstand dadurch erwecken, daß sie aufmerksam alles Wohldurchdachte und Gelebte über diesen Gegenstand zusammentragen und dann entweder nach dem Schema der Negation oder der Nüance umbasteln, bis etwas

„Neues", freilich ohne neue Seele, daraus wird. Wenn du den nötigen Fleiß aufwendest, kannst du von jedem Satz auch das Gegenteil beweisen, und die darob bestürzte Dummheit folgert alsdann, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Aber die Wahrheit kann überhaupt nicht bewiesen, sie kann nur entschieden werden. Nicht der Beweis gibt die Kraft, sondern die Persönlichkeit und das Schicksal. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe; aber auch wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. Bei dem einen ist es verpflichtende Wahrheit, bei dem andern zu nichts verpflichtende Ansicht. Bei dem einen ist es zusammengepreßtes Leben, bei dem andern eine auseinandergelaufene Allerweltsplattheit. Die tiefsten Aussprüche haben genau den gleichen Wortlaut wie die abgeleiertsten Trivialitäten; und die allerälteste, allerprimitivste Kaffernweisheit kann plötzlich aus dem Blute eines Ergriffenen auffunkeln wie ein unerhört

Neues. Sinn und Richtung kommen immer aus einem Ganzen. Es ist ein Kafferna berglaube, es müsse etwas nie vordem gesagt sein, um neu zu sein. Manchmal glaube ich fast, es gebe nur eine sehr kleine Zahl von Endeinsichten, und entscheidend sei allein, auf welchem Wege jede gewonnen ist und auf welchen Weg sie führt. Erlebnis und Forderung sind stärker als alle Gründe; diese dienen letzten Endes nur dem Zweck, den unhandlichen Goldbarren der eigenen Wahrheit in die landläufige Münze der Richtigkeit umzusetzen, die auch unter den Kaffern Kurs hat. Vor Falschmünzern wird gewarnt! Es ist lange nicht alles wahr, was richtig ist, und wiederum ist jeder Versuch vergeblich, durch Gründe eine große Wahrheit zu widerlegen, mit der ein Mensch lebt und stirbt. Ihm kann man nur die eigne Wahrheit entgegenstellen und zu den Menschen, auf die es einem ankommt, sagen: Wählt! Entscheidet euch! Welche dieser

Wahrheiten ist auf eurem eignen Weg, in eurem eignen Leben begründet, für eure eigne Zukunft von Wert? Ist es eine, so ist es auch die eure; ist es keine, so sucht eure eigene! Hier ist eine Wegscheide, aber der Wegweiser ist in euch selbst.



Nur solange bleibt das Leben ein Ganzes, als es durch Ziel und Entscheidung bestimmt wird. Bricht man sie heraus, so zerfällt es, und das Schicksal, das strenggefügte, zerbröckelt in Zufall. Aber man erhält sein Schicksal nicht geschenkt, sondern muß dafür bezahlen. Jede Entscheidung ist Bejahung und Verneinung zugleich; ist ein Zugreifen, aber auch ein Verzicht. Für jede erfüllte Möglichkeit bleibt mindestens eine andre unerfüllt. Je vielfältiger der Mensch ist, je reichere Möglichkeiten er in sich spürt, um so größer sind seine Verluste. Sie können außerordentlich schmerzlich sein, wirkliche Opfer; aber sie sind zu ertragen für den, dem sie sich in einen Gewinn am Weg umsetzen.

Alle große Sehnsucht geht auf das Ziel, das große Unerfüllte liegt immer vor dem wesentlichen Menschen. Sein Wunsch ist, sein Leben bis ans letzte Ende zu leben.

Aber auch der Kaffer kann nicht alles zugleich haben. Seine Wahl vollzieht sich nicht aus eigener letzter Verantwortung, sondern aus Bequemlichkeit, Pflichtschema oder Augenblickstrieb. Er tut tausenderlei gegen seine Natur, bloß aus Angst, er könnte sich anstrengen, etwas falsch machen oder etwas verpassen. Aber er versäumt immer etwas, und meist das Wichtigste; das Unerfüllte liegt hinter ihm, und die ewige Versäumnis spukt in seinem Dasein als Gespenst zuweilen selbst am hellen Tage. Dann denkt der Kaffer mit Wehmut der Kindheit und Jugend, unter vielen hätt' ich und wär' ich, und sieht mit Bedrängnis in die Zukunft. Sein Wunsch ist, sein Leben noch einmal von vorn und möglichst anders zu leben.

Für den wesentlichen Menschen ist der Tod Zeichen der Erfüllung oder die Erfüllung selbst; für den Kaffern ein Schrecken oder eine Erschöpfung. Wenn sich ein wesentlicher Mensch wirklich ein Leben über den Tod hinaus träumt, so tut er es aus Kraftgefühl, das auf ein unendlich fernes Ziel geht; Christus wollte auferstehn, um durch den Funken, den er säte, die Welt zu Glanz verzehrt zu sehn, eine ewige Stadt, die geschmückt ist als die Braut ihrem Manne, gegründet auf zwölf Edelsteine, die Mauern von Jaspis und die Häuser von lauterem Golde. Der Kaffer aber will als ewiger Rentner im neuen Zion leben, es ist ihm eine Versicherungsanstalt, die ihn dafür auszahlt, daß ers sich hat sauer werden lassen und auf viele angenehme Laster verzichtete. Zu seinem besonderen Troste dient die Hölle, wo die geschunden werden, die vom Dasein mehr gehabt haben als er.

Es verläuft wohl kein Leben so rein und

groß, daß es ganz frei wäre von der Anfechtung des bedrohten Ziels und der verlorenen Möglichkeit. Diese Anfechtungen wachsen, unterdrückt, zur Hysterie, die sich in Angstträumen ballt und in sinnlosen Ausbrüchen entlädt. An diesen Zustand der Selbstzerstörung streift jeder heran, der die ewige Zwiespältigkeit zwischen Vorstellung und Welt, Möglichkeit und Selbst, Zufall und Schicksal an sich erfuhr. Die von Angst beklemmte, unruhig flatternde Seele sucht nach allen Richtungen der Bedrohung auszuweichen. Diese Versuche laufen durch den ganzen Bereich des Lebens. Sieben Wege sind, auf denen der Mensch Rettung und Ruhe sucht.

Der erste Weg zur Rettung ist, sich fallen zu lassen in den Zustand, in dem die Zwiespältigkeit erlischt: in das Vergessen, das Einswerden, den Genuß. Dieser oft mißverstandenen, tausendfältig mißbrauchten Möglichkeit habe ich ein ganzes kleines Buch ge-

widmet: das Schlemmerparadies. Es setzt als selbstverständlich voraus, daß einer kein Kaffer sei und zwischen den Zeilen zu lesen verstehe: er wird dann mühelos erkennen, daß das Ziel in aller Hoheit unangetastet blieb. Denn der Mensch, der wahrhaft genießt, bleibt ehrlich und ganz; er bejaht einen Zustand mit Leib und Seele. Genau aber dieses ist der Zustand des Paradieses, dessen Geschlossenheit der Mensch erst wieder erreicht, wenn er gekreuzigt auf der Schädelstätte hängt oder vergeistigt im dritten Reiche steht. Es gibt keine Möglichkeiten des völligen Einswerdens als diese drei: Eins mit der Welt, Eins mit dem Ziel, Eins mit dem Geist: Tierheit, Menschheit, Gottheit. Die erste war zu prüfen vor der zweiten, und auch der dritten hoffe ich noch zu nahn, wenn die große Gnade es zuläßt. Wer es nie so weit gebracht hat, ein Tier in seiner Unschuld zu sein, sondern in jeder Stunde seines Daseins ein unent-

wegter Kaffer war: wie wollte der zum Menschen und gar zu Gott gelangen? Im Paradiese wächst der Baum, aus dem das Kreuz gezimmert ward; und dieses wieder wird zur Achse der Himmel. Und wenn der einzig echte Überlebende aus dem Paradies der Vagabund ist: haben die Kaffern nicht auch den Erlöser für einen Vagabunden angesehn? Wir sind aus dem Paradiese vertrieben, aber die Erinnerung schwebt noch in unserem Blut. Wir können darin ertrinken, aber wir können auch darin ruhen wie in einem kräftigenden Schlaf, der Wanderern zu gönnen ist, die auf dem Wege zu ihrem Schicksal sind.

Der zweite Weg zur Rettung ist, sich losreißen von der Welt, daß sie den Blicken entschwindet, und den Willen zu jeder Möglichkeit außer der einen in sich ertöten: das Wachsein, die Einsamkeit, die Kasteiung. Jeder, der zum Ziele will, muß einmal in die Wüste gehn, zu fasten und zu beten,

muß der Welt und ihrer Herrlichkeiten abschwören. Nur so erhält er die Freiheit des Handelns zurück, wird wieder der Entscheidung fähig. Wer durch Askese frei wird, wer sich in seiner eignen Hand weiß, mag auch ein froher oder kühner Sünder sein; dazu hat er die Fähigkeit nicht weniger als zu der letzten Armut und Entsagung. Die kleinen Kasteiungen sind ehrlich und zu achten, wenn sie betrachtet werden als Anerkennung und Verpflichtung zu dem großen Verzicht; sie sind nutzlose Eitelkeiten, wenn einer damit sich loszukaufen oder doch von der Schuld abzuzahlen gedenkt. Aber alle Kasteiung reicht nicht aus, wenn das Ziel darüber hinaus fehlt. Durch sie können Heilige werden, Schatten Gottes; aber in dem Menschen, dem Keime Gottes, bleibt immer auch die Möglichkeit zur Welt, die zur Erfüllung des Schicksals nötig ist.

Der dritte Weg zur Rettung ist, dem Bilde der versäumten Möglichkeit und des

bedrohten Zieles nachgehn und an ihm den Durst nach Erfüllung stillen: der Tausch, die Spiegelung, der Schein. Was einer nicht war oder zu werden verzweifelt, sieht er, plötzlich, in einem andern vollendet. Je nachdem er selbst beschaffen ist, wird er den andern beneiden oder lieben. Immer wieder glauben wir einmal einem Stück unserer Existenz, das uns abhanden kam, zu begegnen; wir stehen dann in tiefer Erschütterung vor so viel Leibhaftigkeit. Alle Heldenverehrung stammt aus dieser Wurzel: in den Großen ist unsere Möglichkeit zu schwindelnder Höhe emporgetragen. Aber auch aus einem Mörder kann uns jählings das eigene Antlitz anblicken, schreckhaft verändert durch das Schicksal, dem wir selbst entgingen. Es gibt ganze Stände, die man mit wahrer Zärtlichliebt, weil sich in sie das verlorene Abenteuer geflüchtet hat. Jedes derartige Erkennen gibt einen Ruck wie vor dem Doppelgänger: eine Hemmung bricht, wir fühlen

uns einen Augenblick zu uns selbst befreit. Genau hier liegt die Wirkung der Tragödie, der Dichtung überhaupt. In der Spiegelung steht das zersplitterte Ziel heil und ganz auf, entwickeln und erfüllen sich fast vergessene Möglichkeiten. Nur, wo diese Gleichsetzung stattfindet, ist letzte Wirkung. Wir fühlen uns gereinigt, wie Aristoteles sagt; in der Kaffernsprache heißt es: wir haben abreagiert. Schade um den, dem fremde Erfüllung wirklich Ersatz für eigne wird. Man kann aus ihr auch Mut zum eigenen Schicksal gewinnen.

Der vierte Weg zur Rettung ist, sich von der Qual des Zwiespalts abkehren zu den Dingen, die nicht letzte Entscheidung fordern: die Zerstreuung, die Tätigkeit, den Betrieb. Die meisten Leute, die sich amüsieren, schuften und hetzen, sind auf der Flucht vor sich selbst, und oft genug entrinnen sie sich so gründlich, daß der Mensch auf immer verloren ist und nur der Kaffer

bleibt, der von Anfechtungen höherer Art für alle Zeiten verschont wird. Er treibt dann vergnügt und emsig in der Zivilisation dahin, bis er abgenutzt und verbraucht ist. Auch wesentliche Menschen können auf Zeit diesem bunten Strudel verfallen scheinen und an dem Klamauk sogar ihre Freude haben. Es gibt ein Wachstum, das sich vollzieht, wenn es unbeobachtet ist; der Ausgang lehrt, ob eine Pause Untergang oder Aufgang bedeutete. Ja, es wäre endlich sogar möglich, daß man aus dem Bekenntnis zur Zivilisation einen neuen Heroismus entwickelt: den Heroismus der Kaffern, der selbst einer gewissen Größe fähig ist.

Der fünfte Weg zur Rettung ist, sich abfinden mit dem Zwiespalt, ihn als ein Verhängnis hinnehmen und sich ins Unvermeidliche fügen: die Resignation, die Ergebung, die Frömmigkeit. Hier finden die Ramponierten und Mürben die Ruhe und den Untergang. Aber es gibt auch eine

große Frömmigkeit, die sich still in Gottes Hände legt. Und aus dieser Ruhe führt eine Auferstehung zu Einfalt und Reinheit.

Der sechste Weg zur Rettung ist, die ersehnte Schlichtung des Zwiespalts über die eigene Endlichkeit hinauslegen und hoffen, daß sich dort die Möglichkeit erfülle und das Ziel erreicht werde: die Wiederkehr, die Utopie, das Kind. Wiederkehr bedeutet nicht Ende wie die ewige Seligkeit, sondern erneuten Weg, vielleicht einen mühseligen durch tausend Daseinsformen oder einen qualvollen durch peitschende Flammen; Seelenwanderung oder Fegefeuer. Die ewige Wiederkehr des Gleichen aber ist ein Widerspruch in sich, eine Fahne, kühn dem Jenseits entrissen und ins Dasein hineingepflanzt, um durch die Zukunft die Gegenwart emporzutreiben. Auch die Utopie, in die Ferne gestoßen, will in die Nähe zurück; jedes Wolkenkuckucksheim sucht die

Verwirklichung schneller, als der, der den Plan entwarf, selbst Wort haben will. Das Kind ist ein Stück Jenseits und Nirgendwo mitten in der irdischen Welt, neuer Keim aller Möglichkeiten, Verheißung versagten Ziels, Träger aller Hoffnungen, Wünsche, Sehnsüchte manchmal eines ganzen Geschlechts. Daß es noch vor keiner Entscheidung stand, daß ihm noch jeder Weg offen ist, daß seiner noch jedes Schicksal wartet — diese ungeheure Vieldeutigkeit macht das winzige Wesen jedem einmal heilig. Unsere Unwissenheit beugt sich in Ehrfurcht vor dem Rätsel. Ach, je öfter wir die Lösung erfuhren, um so genauer wissen wir, wie schauerlich meist betrogen wird, wer seine ganze Hoffnung darein setzte. Und doch kann es einmal geschehn, daß von einem dumpfen oder kargen Stamme ein frohes Reis aufschießt, durch das alle Lebenskraft des Stamms zur runden Frucht strömt.

Der siebente Weg zur Rettung aber ist

das Werk. In ihm erfüllt sich restlos die Möglichkeit des Menschen, es riegelt seine Vergangenheit ab und macht ihn frei für jede Sehnsucht, die ihm blieb. Wenn eine blieb. Das ist das Unheimliche des Werks, daß es selbst Schicksal wird; aber nur, wo wir dieses Unbedingte und Schicksalhafte spüren, wittern wir Größe.

Alle diese Wege zur Rettung haben ihre Propheten und Schutzheiligen, die lehren oder leben, daß es hier eine große, oft eine heroische Vollendung gibt. Rabelais öffnet die Tür zur Abtei des Genusses, Ignatius die zur Zelle der Kasteiung, Carlyle predigt den Helden, Spengler entreißt selbst der Zivilisation ein herbes Ethos, Franziskus weist den Weg in Gottes Schoß und Nietzsche sucht das jenseitige Ufer. Einer aber erschöpfte jede Möglichkeit im Werk, bis keine Sehnsucht mehr blieb: Shakespeare.

Gibt es ein Darüber hinaus?

Noch stehen manche Namen wie unenträtselte Runen: Christus, Dante, Goethe, Dostojewsky.



Wenn alles menschliche Leben aus Möglichkeiten durch Entscheidungen zu Zielen läuft, so wissen wir den Unterschied von Jugend und Alter.

Die Jugend hat die Möglichkeiten, jede einzeln und alle zusammen. Jede einzeln: das bedeutet den Wagemut; alle zusammen: das bedeutet den Überschwang.

Die echte Jugend steht im Zeichen des Alles-Dürfens und Nichts-Müssens; herrlichste Freiheit. Denn solange der Mensch sich nicht unwiderruflich entschieden hat, fühlt er keine Fessel. Die Jugend ist die ewige Hoffnung aller, die selbst eine Entscheidung getroffen haben und sie der Welt schenken wollen. Sie wissen, daß

jeder, der sich festgelegt und Möglichkeiten über Möglichkeiten verloren hat, schwer aus seinem Zustand zu lösen ist. Jugend ist beweglich, zu kühner Tat bereit, und es hat noch keinen großen Gedanken gegeben, den nicht die Jugend vorwärts geführt hätte. Wer etwas zu sagen hat, wende sich an die Jugend. Hier hat er am meisten Aussicht, die Aufnahme seines Worts und Werts nicht mit ihrer Verkafferung bezahlen zu müssen, die sonst stets der Preis der Wirksamkeit ist. Gewiß, es gibt auch verkafferte Jugend. Aber auf jede Welle folgt, von Jahr zu Jahr, eine neue, aus unerschöpflichem Reichtum geschüttet; und möge die Erstarrung noch so rasch erfolgen, es ist immer auch eine schwingende, geschmeidige, anstürmende Bewegung wieder da, Neugeburt und lebendige Kraft.

Es war stets eine Hauptsorge des gesetzten Alters, diesen Ansturm zu bändigen und in geordnete Bahnen zu lenken; die Ju-

gend durch Zwang und Köder zur Aufgabe ihrer Entscheidungsfreiheit zu bewegen und den Rest ihrer Kraft auf das Mühlrad der Zivilisation zu leiten. Erst, wenn die Verkafferung der Jugend gelungen ist, ist das Bestehen der Zivilisation völlig gewährleistet. Das ist zuweilen in hohem Maße geglückt; aber niemals ganz. Immer sprangen Ungebärdige aus der gewiesenen Bahn; und es ist vielleicht die hinterlistigste Vorsichtsmaßregel der ewig Alten gewesen, daß sie der Jugend ein Recht einräumten, sich auf eine möglichst blöde Weise auszutoben, damit sie der überschüssigen Kraft beraubt würde. Sie fürchtet die Zügellosigkeit der Jugend weit weniger als ihr ernstes und gesammeltes Kraftbewußtsein. Jeder, der auf die Jugend zählt, wünscht ihre Freiheit; wünscht, daß sie selbst prüft, probt, wählt, ehe sie entscheidet, und dann aber freilich ihren ganzen Stoß und Druck hinter eine Sache setzt. Diese Freiheit kann ihr

niemand geben, sie muß sie sich nehmen; und sie hat sie sich genommen. Die Jugendbewegung ist die schönste große Bewegung unserer Zeit, doppelt schön, weil sie durch die ganze Breite unseres Volkes geht und nur die unberührt abseits ließ, die um ihre von der Zivilisation garantierte Futterkrippe bange sind. Wenn selbst weiter nichts gewonnen wäre, so wäre doch dies unschätzbar, daß die Schwingungsstärke und -Dauer aller großen geistigen Anregungen gewachsen ist, daß wir in einen neuen Lebensrhythmus getreten sind, der durch das Blut und nicht durch die Nerven, durch den Wert und nicht durch die Mode, durch die Wahrheit und nicht durch die Konjunktur bestimmt ist. Die Zeit wird wieder reif zu Entscheidungen statt zu Entschließungen; anstelle der Frage: was soll ich tun? wird man wieder fragen hören: was muß ich tun? Und wir, die wir nicht immer, o nein!, aber doch wenigstens an bestimmten Punkten unseres

Daseins so und nicht anders fragten — wir werden eines Tages aus der Vereinzelung gelöst und gehoben werden durch den Strom, der im Wachstum ist. Wenn die Jugend hält, was sie verspricht.

Denn dieses ist niemals zu vergessen, daß auch die herrlichste Jugend zunächst immer nur Versprechen ist und nur das Alter, der Augenblick des Todes beweist, was einer war. Einen Lebenden kann niemand richten, es sei denn er selbst. Denn höchstens er selbst kann wissen, welche Möglichkeiten in ihm sind; und solange er lebt, ist keine Möglichkeit tot, die er nicht selbst umbrachte.

Solange einer noch Möglichkeiten in sich fühlt, bleibt er jung. Darum sind die Kaffern immer greisenhaft, selbst wenn sie noch auf der Schulbank sitzen, und die Menschen immer jung, auch wenn sie das biblische Alter erreichten. Ihre letzte Möglichkeit erlischt erst, wenn sie das letzte Ziel erreichten; aber sie erlischt nicht in Dunkelheit, sondern

in Glanz, der als ewige Flamme über ihrem Grabe brennt. Freilich ist auf dem Wege zum Ziel der Verlust an Möglichkeiten unvermeidlich. Die Persönlichkeit erhält statt des flimmernden Umrisses, der ihr den Weg, nach allen Richtungen zu wachsen, frei läßt, Linie und Grenze, stößt dafür aber immer höher und stolzer hin zum Ziel. Wem das Ziel alles ist, der fühlt dieses Alterwerden als einen Trost und eine Erlösung, die freilich erst durch den Tod ganz besiegelt wird.

Denn es gibt bei aller herrlichen Zuversicht auch eine dumpfe Angst der Jugend: zu verfließen ohne Bestätigung. Bei manchem ist sie so stark, daß sich alle ihre Kraft zusammenreißt, um sofort und ganz zu wissen, was ihres Wesens Ziel und Ende ist. Dies ist der Ursprung der Opfertode junger Menschen, sei es, daß sie sich verschenken an eine große Idee oder an ein großes Werk, das ihnen zum Weiterleben keine Kraft mehr läßt. Wer über diesen Gefahrpunkt

hinaus kommt, wird von Jahr zu Jahr seiner selbst gewisser: mitunter so gewiß, daß er sich kühner als jeder Jüngste aufs Spiel setzt, gläubig seinem Schicksal, das ihn bisher nie im Stiche ließ.

Ihr Jungen, die ich liebe: glaubt nicht, daß das Leben aufhört, wenn die Haare grau werden. Wäre dies so, dann hätte unsre ganze Jugend gar keinen Sinn. Sie hat ihn nur, sofern sie erster Sprung und Schwung ist zu einem weiten Ziel, das die Wanderung eines ganzen Lebens lohnt. Nicht das ist gut, auf seine Jugend zu pochen, die man als Geschenk erhielt, sondern die Jugend zu behalten als einen erkämpften Schatz. Sie ist auch in der Reife, die ihre Kraft kennt und Proben davon gab; so gewiß ein Apfel mit gesunden schwarzen Kernen ebenso jung ist wie die pralle Blüte, und ein verfaulter ebenso alt wie die verkümmerte. Der in der Frucht steht, ist nicht weniger, weil er nicht noch einmal von vorn

anfangen kann, sondern er ist weiter, und der Sinn aller Blüte geht nach dem gleichen Ziel.

Es ist nicht wahr, daß Alterwerden schrecklich ist, wenn man sich selbst hat. Es sinkt Angst um Angst von einem; jedes Jahr kann neue Befreiung sein.

— Was sagst du: du habest niemals Angst gehabt?

Dann, Allerwertester, hattest du auch niemals den wahren Mut.



Wir reden nicht von der Freundschaft der Kaffern, die darauf hinausläuft, daß eine Hand die andere wäscht, sondern von der Freundschaft zwischen Menschen; sie besteht darin, daß einer den andern bejaht, in seinem Besten bejaht. Diese Freundschaft kann zuweilen einer Feindschaft zum Verwechseln ähnlich sehn, ja, sie wird immer auch von der etwas haben: Verwandtschaft und Gegensatz zugleich wie zwischen Stahl und Stein, deren Berührung Funken gibt. Sie ist jedes Menschen hohes Gut und ewige Sehnsucht; wer sie entbehren mußte, dem fehlt etwas am Leben.

Es ist ganz gewiß, daß der Mensch seine schwersten Stunden allein leben muß; wenn

es ums Letzte geht, kann einem niemand helfen. Aber in seinen hohen Stunden bedarf man des andern, es ist furchtbar, mit dem Gefühl seiner Fülle eingekerkert zu sein, furchtbar, damit an die falsche Stelle zu geraten, weil man die richtige nicht fand. Freundschaft kann ein Versagen in der Hilfe überdauern; sie geht rettungslos in die Brüche, wenn der Widerhall und die Antwort auf das Glück erfüllter Möglichkeiten und erreichten Ziels fehlt. Es war das Verhängnis Nietzsches, daß seine Freunde gerade immer in diesem Augenblick versagten, daß ihm der Ruf der tiefen Ewigkeit nicht zurücktönte, sondern daß er wie ein Tauber stand in einer tauben Welt; Gnade des Schicksals schenkte ihm den Trost, daß Strindbergs Stimme ihn erreichte, zum ersten Mal das große Ja eines Ebenbürtigen, ein Ereignis, so mächtig, daß es wie das irdische Gegenbild der großen Begegnung am Mittag erscheint. Solche Bestä-

tigung gibt dem Menschen, der Wert hat, nicht das Gefühl seines Werts, wohl aber die Sicherheit, daß er nicht ein verzetteltes Exemplar einer abnormen Art, sondern Mensch unter Menschen ist.

Es kommt darauf an, daß wesentliche Menschen sich finden: nicht nur unter dem gleichen Ziel, wobei sich sofort Stufungen und Rangverhältnisse, Führer- und Jüngerschaften einstellen, so notwendig auch solches um des Zieles willen sei — nein: gerade aus der Einzelheit und Eigenheit heraus. Die scharfe Abgrenzung bietet die Gewähr, daß die Berührung nicht zu einer Vermanschung, die Annäherung nicht zu einem neuen, unüberbrückbaren Abstand führt. Wenn man sich Jesus unter den Jüngern denkt, scheint er einem manchmal auf eine grausame Weise allein. Es ist kein Zufall, daß er sein tiefstes Wort, das von der Wiedergeburt im Geiste, keinem von ihnen sagte, sondern dem Nicodemus,

der heimlich bei Nacht zu ihm kam und nicht im Schwarm mitquirlte. Alle Entscheidung scheidet; es ist unmöglich, Gleicher unter Gleichen zu bleiben, wenn man der Wahrheit folgt. Wer das tut, muß immer wieder Trennung und Abschied wagen; er muß selbst die Freundschaft aufs Spiel setzen; denn es ist besser, daß sie zerbreche, als daß sie verkaffere und so das einzige menschliche Verhältnis befleckt werde, dessen unverbrüchliche Voraussetzung die Wahrheit in den letzten Dingen ist. (In der Liebe darf man lügen; man muß es, wenn man nicht töten will.)

Es ist ein Stolz meines Lebens, daß ich eine Freundschaft von einem drittel Jahrhundert habe, deren innerster Kern nie gefährdet ward, und, ich glaube es fest, nie gefährdet werden wird: weil hier die Überzeugung ist, daß jeder, wie sein Leben auch laufe, unter allen Umständen und immer wieder seiner Wahrheit treu bleiben muß.

In dieser Erfahrung eigensten Lebens liegt der Grund meiner Überzeugung, daß es Höheres gibt als Jüngerschaft oder Einigung unter gleiches Ziel: Berührung aus dem Wesen, aus der neue Anschauung wird.

Jeder lebt für sich und stirbt für sich; und wenn er für andre stirbt, wird er doppelt einsam sein. Aber es gibt Stunden der Vollkommenheit, in denen man nicht allein ist. Dann sieht man über alle Welt hin verstreut Feuer, die hoch und allein brennen, und von hier aus, nicht von den Zentralheizungen der Zivilisation, nicht einmal von den Holzstößen und den Osterfeuern der Gescharten geht die Gewißheit aus, daß das Feuer auf Erden nie erlösche. Hier wächst die Brüderschaft, die allgegenwärtige; ihr Lodern ist ein Ruf von Berg zu Berg, festlicher Glanz einer Mitternachtsstunde. Keiner borgt die Flamme vom andern, keiner das Licht, jeder brennt aus eignem Leben und eignem Schicksal, und doch bleibt

geheimnisvolles Bewußtsein eines großen Herds. Wer das sah, weiß, daß es eine Gemeinschaft ohne Grenzen gibt, in deren Anblick zu sterben lohnt wie bei dem des gelobten Lands.



Jede Gemeinschaft in Grenzen trägt den Keim der Verkafferung in sich, mag das Ziel auch noch so erhaben sein. Denn sie hat die Neigung, sich selbst zu erhalten. Je vollkommener sie das erreicht, um so sicherer ist die Erstarrung; Leben ist immer nur möglich durch den Tod. Fruchtbar ist jede Gemeinschaft, die um ihr Wesen kämpft und, sobald sie es hat, wie eine Samenkapsel zerplatzt, um ihre Körner nach allen Winden zu streuen.

Wahre Gemeinschaft kann nur entstehn durch Rasse oder durch Wahl; nur unter diesen Voraussetzungen besteht die Möglichkeit eines einhelligen Willens, die Bereitschaft zu einem gemeinsamen Schicksal. Im ersten

Falle ist der Ausgangspunkt, im zweiten das Ziel genau bestimmt. Läge beides zugleich unverrückbar fest, so gäbe es keinen Weg, sondern nur ein Rutschen oder Krauchen auf der graden Linie, und das wichtigste Requisit zur Vollendung wäre ein Paar Scheuklappen. In der Tat pflegt das das erste zu sein, was man sich anschafft. Dann ist man allerdings schnell mit seiner Aufgabe fertig und bereit, sich auf andre zu stürzen und sie zu einem Glück zu zwingen, danach sie nicht im geringsten begehren. Aus der Zielgemeinschaft ist ein Zweckverband geworden, eine Zivilisationsmacht, eine Zwangsorganisation, die gewaltig sein kann, aber das Wesen der Existenz zuliebe opfert und jeden Zuwachs mit einem Zugeständnis bezahlt. Es kommt, in Ansehung der Kaffrigkeit, völlig auf eins heraus, ob man die Welt zwingen will, am deutschen Wesen oder am Bolschewismus zu genesen.

In den Blutsbrüderschaften ist Keimkraft,

ganz gleich, ob sie sich als deutscher Orden oder als Zionismus auftun. Ich wüßte nicht, was man dagegen einwenden sollte, wenn Menschen, die sich von Natur ganz zusammengehörig fühlen und glauben, zusammenschließen, um einen inwendigen Weg zu suchen, der für jeden der ihren ein wahrer Weg sein kann. Diese Vereinigung sollte freilich niemals erfolgen in dem Wahne, man sei etwas Besseres, sondern nur in der Gewißheit, daß man etwas anderes, etwas für sich ist. Wieviel dieses Anderssein wert ist: eben das ist der Gegenstand des Beweises, der durch die Tat zu erbringen ist. Innerliche Dinge wachsen langsam; niemand wird erwarten, die Frucht bereits morgen zu sehn, wofern sie nicht heute schon ruhmredig angekündigt wird.

Und genau so brauchen auch die andern Gemeinschaften Zeit, die sich allenthalben in Deutschland zusammengefunden haben um eines Zieles willen. Sie haben es noch

schwerer, als es eine gleichblütige Gemeinschaft je haben kann, da Jahre vergehen müssen, ehe die richtigen Menschen sich gefunden haben und durch Prüfen und Abstoßen Ungeeigneter die menschliche Grundlage gefestigt ist. Denn erfahrungsgemäß pflegen sich auf den ersten Anruf keineswegs die heranzudrängen, auf die es ankommt, sondern die Neugierigen und Schnellfertigen, die auf jedes Schlagwort fliegen und zu wesentlicher Arbeit von vornherein untauglich sind. Sie machen, wenn sie nicht mit eiserner Konsequenz verscheucht und ferngehalten werden, aus der ernstesten und stillsten Sache einer Tagessensation oder gar, solange etwas zu holen ist, einen Vorteil für sich selbst. Viele Gemeinschaften, die unter einem wesentlichen Ziel gegründet sind, werden auf diese Art zu Zwittern zwischen Zivilisation und Innerlichkeit, oft sogar zu ausgehaltenen Luxusgründungen der Zivilisation, die sie verachten. Die Folge

ist, daß sie niemals jene hohe Vollkommenheit erreichen, die der eigentliche Sinn ihrer Gründung ist; daß sie niemals den Tod der Reife sterben, sondern höchstens, wenn die Beisteuern nicht mehr fließen, den der Auszehrung. Gewiß können sie auch so Leistungen hervorbringen, die die des üblichen Zivilisationsbetriebes übertreffen; aber der Vorzug ist nur einer des Grades, nicht einer der Art; er fließt aus einer Verbesserung des Apparates, nicht aus der Neuschöpfung. Die Leistung ist nicht höher, als sie auch von einzelnen hervorgebracht werden könnte, wenn die Umstände einigermaßen günstig sind; und die Gemeinschaft ist im Grunde ein ganz unnötiger Umweg.

So bleibt in der Regel als das beste der Gemeinschaften ihr Gründungsprogramm. Hier sind die wirklichen positiven Gedanken, von denen sich, je länger die Gründungen existieren, immer mehr verflüchtigen. Was von ihnen verwirklicht wird, gehört dem

Verdienst einiger Zäher und Abseitiger, die immer mehr zu Fremdkörpern werden, je mehr sich die Gemeinschaft zivilisiert, und die schließlich weichen müssen, wenn sie sich nicht gleichfalls anpassen.

Um diesem typischen Schicksal zu entgehen, gibt es nur einen Weg, den nur die äußerste Entschlossenheit wählt, und es ist genau der gleiche, den auch der einzelne Mensch gehen muß, wenn er seine Seele nicht anders retten kann: die Armut, die ihr Dasein durch die Arbeit der eigenen Hände bestreitet. Alle Siedlungen sind Potemkinsche Dörfer, wenn sie nicht aus dem Boden emporgehoben, sondern von oben hinaufgesetzt werden. Sein Gewerbe auf dem Lande zu treiben statt in der Steinwüste der Städte, ist zweifellos angenehm und eine Verbesserung des Zustands; wohl dem, der es kann. Aber es ist im Grunde doch weiter nichts als eine Angelegenheit des Komforts; dann daß es angenehmer ist,

zwischen Wäldern und Wiesen zu atmen als im Häusergewirr, begreift man, auch wenn man keine Spur einer neuen Gesinnung hat, sofort. Der große Gedanke nahezu aller Gemeinschaften, Zelle eines neuen Gesellschaftsbaus aus dem Boden her zu sein, verlangt das große Opfer. Die Menschen, die das wollen, müssen selbst zum Boden hinab, ganz nach unten, und müssen mit ihm zusammen emporsteigen. Es ist in der Tat ein Begrabenwerden und Auferstehen. Nur so kann Gemeinschaft, das ist etwas Neues — neuer Weg, neues Schicksal — werden.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht alle Siedlungsbestrebungen auf eine Verbesserung des Daseins hinauslaufen; aber das gilt im Sinne der Zivilisation. Wir wollen sie nach Kräften fördern, wo wir können; denn warum soll nicht jeder seinem Glück und das Ganze seiner Vollkommenheit näher gebracht werden? Es ist gut,

wenn aus hunderttausend Knechten ebensoviele Bauern werden; gut, wenn ein Garten jedem Arbeiter und Bürger einen erheblichen Zuschuß zu seiner Wirtschaft gibt und ihn dadurch von den Preisen und dem Angebot unabhängiger macht. Es ist sogar gut, wenn tüchtige Bauunternehmer es fertig bringen, Stadtbewohner möglichst weit vor die Tore zu verpflanzen und so Kindern zu Luft und Licht verhelfen; oder wenn Industrieherren ihre Arbeiter in Gartenstädten ansiedeln. Unzählige können auf diese Art ihren Vorteil finden.

Aber es gibt Leute, die hatten alle diese Vorteile und zogen es doch vor, sie von sich zu tun und von unten auf zu beginnen. Vogeler hatte seinen Barkenhof und behielt davon nichts als das Recht, in der Gemeinschaft und um der Gemeinschaft willen aus dem Boden einen neuen herauszugraben, der eine Wohnung neuer Menschen

sein soll. Die mit ihm in einem Bunde stehn, haben eine unerhörte Fron auf sich genommen, ohne jede Sicherheit, selbst die Frucht zu genießen, aber mit der vollkommenen Gewißheit, daß sie selbst durch ihren Untergang neuer Aufgang werden. So, und nur so, kann Gemeinschaft Erfüllung und Schicksal sein.

Ohne diese Unbedingtheit ist alle Gemeinschaft nur Durchgang für den einzelnen, niemals Ziel; sie dient dazu, ihn und andre zu steigern, damit sie wieder von ihr frei werden und in die eigne Verantwortung zurücktreten. Ich schätze solches nicht gering. Es ist schön und heilsam, zu wissen, wie weit und wie tief man mit andern zusammenhängt; schön und heilsam, sich einmal seiner zu entäußern und einem Gemeinsamen zu dienen. Als wir junge Leute waren, hat uns das bitter gefehlt; wir wären tausendfältig reicher geworden und vielleicht auch reiner. Freut euch, die ihr dieses habt;

aber glaubt nicht, daß damit das Wesentliche schon geschafft sei. Wer nicht die Gemeinschaft als sein letztes und tiefstes Schicksal wählt, bleibt immer wieder auf sich angewiesen; es wird ihm keine Entscheidung erspart; und er braucht den Mut, als ein einzelner seinem Schicksal entgegenzutreten.



Man mag sich etwas noch so lebhaft und greifbar vorgestellt haben, es stellt sich als ein andres dar, sobald es wirklich wird, und gliche es dem Vorgestellten bis in den kleinsten Zug. Es ist ein andres dadurch, daß es ward. Solange es in der Phantasie schwebte, war es wandelbar; jetzt ist es unabänderlich, die einfache Tatsache des Da-Seins scheidet es von dem Gedankenbild für immer. Es gibt nichts Unheimlicheres als einen erfüllten Traum; man begreift an ihm, daß das Wirklichwerden eines Innerlichen der ungeheuerlichste Vorgang ist, der sich überhaupt vollziehen kann; weit hinaus auch über das Gewaltigste, das sich aus dem Draußen allein gebiert. Ein Erdbeben ist ein arm-

seliges Geschehen gegen einen Mord, ja gegen einen Kuß. Wir fühlen, daß wir zwischen zwei Welten stehn, die völlig verschiedenartig sind; daß wir vielleicht nur als Kraft dienen, eine in die andre zu wandeln, aus dem großen Strom des Formlosen die Form zu heben; ja, daß wir am Ende gar nur ein Wirbel sind, der sich bildet, wenn etwas aus jener in diese Welt will. Unser Leben wäre dann Weg und nur Weg, das Bewußtsein des Ziels Ahnung einer höheren Bestimmung; der Tod der Augenblick, in dem unsere Kraft, zu wirken, erlischt, weil sie sich restlos erfüllte.

Vielleicht könnte es geschehn, daß einer sein Ziel mit einer unerhörten Deutlichkeit sähe; daß es vor ihm stünde wie eine Zwangsidee, die ihn jeder Entscheidungsfreiheit beraubt. Dann regierte ihn und sein Leben eine Gewalt von gleicher Unerbittlichkeit wie das Gesetz, nach dem ein

Stein fällt. Ein solcher Zielzwang würde bezahlt werden mit einer Versteinerung, einer Wandlungsunfähigkeit, die dem Begriff des wandelbaren Lebens entgegengesetzt ist. Er würde darum auch für fremdes Sein kein Gefühl mehr haben, würde blindlings zerstören, was auf seinem Weg liegt. Jeder Fanatismus endet in Unmenschlichkeit, er kennt nicht mehr den Weg, sondern nur noch die Strecke. Entscheidungen sind für ihn unmöglich, da er die Frage nach der Wahrheit nicht mehr stellt. Darum ist er nicht eine Steigerung des Zielbewußtseins, sondern nur eine erhabene Form der Verkafferung.

Wer Mensch bleibt, erkennt tatsächlich seine letzte Notwendigkeit niemals völlig voraus; sie liegt in ihm, aber erst durch die Wirklichkeit wird sie evident. Das Ziel wächst dem Bewußtsein entgegen. Es ist, als gingest du auf eine fremde Stadt zu, die in weiter Ferne liegt und deren Bild du

in der Phantasie trägst. Sobald sich die erste Turmspitze aus dem Dunst hebt, beginnt das Vorstellungsbild flüssig zu werden, es rinnt, mit jedem Schritt näher, immer mehr in das Wirklichkeitsbild hinein, schon ist kein Unterschied mehr, und wenn du durch das Tor trittst, weißt du genau, daß du von jeher diese Stadt gemeint hast. Jedes Haus steht an seinem rechten Fleck, du begegnest einem Giebel, den du kennst, und einem Brunnen, dessen Melodie durch deinen Traum rauschte. Oh, tief vertraut. Die Stadt war nicht nur schon in dir, nein, du warst auch schon in der Stadt vorhanden, und indem du auf dein Ziel zugingst, gingst du auch auf dich selber zu; in dem Augenblicke, da du sie betratest, wurde ein Wesentliches in dir wirklich. Wenn du dieses spürst, durchzuckt dich ein leichter Schreck: du stehst plötzlich vor einem Ende. Es ist etwas ausgelöscht, was dich trieb. Eine Sehnsucht hat sich erfüllt; damit ist sie ge-

storben. Und du merkst, durch alles Glück der Erfüllung hindurch, daß Verwirklichung auch immer ein Sterben ist.

Ein Leben, dem die Wahrheit den Weg weist — also ein Schicksal —, ist voll von Begegnungen mit Menschen, Dingen, Zuständen, Gedanken, die man traumhaft spürte, ehe man sie leibhaft hielt. Es ist, als ahne man die Inhalte, die man für seinen Aufbau und Ablauf braucht, im voraus und werde durch eine Fügung, durch eine geheimnisvolle Anziehung an sie herangeführt. Nie wird eine Frau ganz in deinem Leben stehn, auf die nicht etwas in dir von je gewartet hat; und doch ist eine erfüllte Liebe etwas vollkommen anderes als eine ersehnte, keine Phantasie kann die Wirklichkeit ersetzen. Erst sie macht aus einem losen und fließenden Umriß eine Gewißheit; erst sie macht dich frei für neue Entscheidungen und neues Schicksal. Alle Bewegung strebt nach fester Form. Wer

mit bedingungsloser Hingabe an etwas arbeitet, erfährt staunend, daß er, ohne zu suchen, auf den bloßen Griff hin allenthalben packt, was er braucht. Jedes Ereignis, jedes Gespräch, jedes Buch schenkt ihm Bestätigung, Beispiel, Beleg; von allen Seiten stürzt es auf ihn ein und bietet sich an, wenn die Stunde reifte. So stark reißt der Kraftstrom, der zum Ziele will, alles mit, um endlich zum Stillstand, zu der Erfülung zu kommen; keine Macht vermag ihn aufzuhalten, bevor er an der Verwirklichung stirbt. Zu diesem Glauben muß man sich bekennen, wenn man ein wesentliches Ziel erreichen will. Niemand kann beweisen, daß dieser Glaube richtig sei; aber er gebiert sich aus der Wahrheit dessen, der an der Wegscheide nicht den bequemen, sondern den wesentlichen Weg wählt, auf die Gefahr der Vernichtung hin. Er bedeutet Verzicht auf jede Ausrede, auf jede Rettung in irgend eine Sicherheit. Wer

ein großes Reich erobern will, tut gut, die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Ich persönlich verdanke nur diesem Glauben die Gewißheit, daß ich Jahr für Jahr meinem Ziel näher gekommen bin.

Bin ich es? Darf ich das behaupten vor allem Volk, ohne mich eines höchst verpönten Hochmuts schuldig zu machen, auf den jeder Kaffer mit schamlosem Zeigefinger weisen wird? Ja, ich sehe mich so bestätigt vor mir selber, daß ich es mir leisten kann, der Zukunft vorzugreifen. Wer zweimal anlangte, wird auch das letzte Drittel seiner Wanderung schaffen; dieses Buch macht mich frei. Es bedeutet Trennung und Umbruch; vielmehr: Besiegelung einer Trennung und eines Umbruchs, die sich längst vollzogen haben, weil eine Gruppe von Möglichkeiten sich verwirklichte und damit ein Teil meines Lebens erledigt ist. Die Angst vor dieser Erkenntnis überwand sich nicht leicht; der Entschluß war ein großer Abschied; die Freiheit ist ein

Beginn aus dem Nichts. Aber erlebte ich nicht gleiches an der früheren Lebenswende?

Der erste Abschnitt meines Lebens war beherrscht vom Ich. Nicht Unglück oder Zufall, sondern Gnade stellte mich früh gegen die Gesellschaft und wies mich darauf an, mir mein Daseinsrecht zu beweisen. Nach manchen Verzweiflungskämpfen und Tastversuchen kam ich zu dem Begriff der Leistung als der einzig unverrückbaren Grundlage des Daseins. Den Weg zu diesem Ziel und seine Erfüllung stellt mein Zyklus „Die Kette“ dar; die gedankliche Entwicklung, die Theorie dieses Wegs der Selbstbehauptung ist niedergelegt in meinem Buche „Der Dreißigjährige“. Meine Dramen „Flieger“ und „Der Motor“, obwohl später entstanden, stehen im gleichen Daseinskreis. Aber mein Leben, selbstgewonnenes Leben, ging inzwischen weiter.

Der zweite Abschnitt meines Lebens wird beherrscht vom Du. Nicht bloßer Selbster-

haltungstrieb oder Zufall, sondern Gnade stellte mich in die großen Bindungen, die Hingabe und Opfer am eigenen Sein verlangen; es galt, sich nicht in der Verneinung, sondern in der Bejahung fremden Anspruchs zu behaupten. Nach tausend Verstrickungen und Befreiungen kam ich zu dem Begriff des Schicksals als der einzigen Gewähr, meinem Dasein den Sinn zurückzugewinnen und zu erhalten. Weg und Erfüllung formten sich in meinem Zyklus „Das Schwert". Das Problem als solches steht im Hintergrunde meines „Weiberbuchs", das die stärkste Macht der Welt, aus dem Komplex des eignen Daseins losgetrennt, für sich betrachtet. Auch mein Drama „Der Jäger" gehört zu diesem Kreis. Aber es erwies sich, daß der Weg aus der Bindung schwerer war als der Weg aus der Vereinzelung. Und so legte ich neben der Reihe der Zyklen, die von der „Kette" über das „Schwert" zu einem dritten führen, neben den Reihen

der Bekenntnisbücher, die vom „Dreißigjährigen“ über das „Weiberbuch“ zu einem dritten dringen, noch eine dritte Reihe an, die vom „Schlemmerparadies“ über die „Schädelstätte“ gleichfalls zu einem dritten will.

Und nun stehe ich vor diesem dritten, mit leeren Händen, wieder ganz allein auf mich selbst angewiesen, und weiß, daß ich alles das, was mir fürderhin zu sagen beschieden ist, erst leben muß; daß ein ganz langer Weg vor mir liegt und an seinem Ziel unter allen Umständen auch das Ende. Gewiß, ich kann eine Weile noch von dem gehäuften Lebensschatz zehren. Es wäre mir sogar möglich, ihn auszuschlachten und auszuhökern. Aber ich habe niemals in meinem Leben geschrieben um der Sicherheit willen, sondern immer allein um des Zieles willen: wirklich werden bis in die letzte Möglichkeit, um frei zu sein für den Tod.

Denn wenn es nichts Letztes gibt, was in

dem Menschen nicht schon vorgedeutet liegt, dann ist auch der Tod schon zugleich mit ihm geboren und seine Allgegenwart immerdar in ihm fühlbar. Nur, wer sein Schicksal verlor, legt ihn aus sich hinaus und sieht ihn an als eine feindliche Macht, die Gewalt über ihn hat. Des gelebten Schicksals Sinn ist, sich zu verwirklichen bis in den Tod hinein; also auch den Tod zu wollen. An diesem Zeichen erkennen sich die Auserwählten. Den Kaffern ist der Tod Zufall, Pech, ein Zoll, den man der Natur leider zu zahlen hat, besten Falls Mittel zum Zweck; dem Menschen ist er Ziel. Man mißt die Würde einer Welterfassung mit einem Blick an der Stellung zum Tode. Steht er nicht erhöht an herrschender Stelle, so handelt es sich um eine bloße Weltanschauung, eine unverbindliche und für das Schicksal belanglose Kaffernweisheit. Jede letzte Entscheidung wird angesichts des Todes getroffen; es geht immer wieder ums

ganze Dasein, aus dem der Tod nicht zu trennen ist. Wer wäre des ganzen Lebens fähig, der nicht sterben will!



Die Brüderschaft vom freien Tode

Herrlich, daß es in der Welt noch etwas gibt, wovon sich keiner loskaufen kann! Auch der vollkommenste Kaffer vermag nicht, sich um den Tod zu drücken: einmal, ob er will oder nicht, muß er ganz, muß er Er selbst sein. Wenn es der Zivilisation glückte, den Tod gänzlich abzuschaffen, wäre der Mensch rettungslos verloren. Vorläufig brüstet sich der Fortschritt damit, daß es gelang, die Dauer des Daseins zu verlängern. Sie klettert unaufhaltsam, allen Massenschlachtungen zum Trotz, bis sie es mit Hilfe eines unfehlbaren Verfahrens zu den Jahren Methusalems gebracht haben wird. Damit wäre der Tod freilich noch nicht aus der der Welt geschafft, aber er läge tröstlich

entrückt, von der unausbleiblichen dementia senilis gnädig umnebelt. Gute achthundert Jahre könnte man so tun, als gäbe es ihn nicht; höchstens, daß man einmal aus Gelegenheit eines Kriegs den jungen Leuten einschärfte, das Leben sei der Güter höchstes nicht.

Es ist der Güter höchstes um des Todes willen. Weil wir einmal sterben müssen, haben wir nur ein Leben; aber nur, weil wir das Leben jeden Augenblick enden können, sind wir seiner Herr. Wir haben nicht den Anfang unseres Lebens in der Hand, wohl aber sein Ende: höchste Freiheit des Menschen.

Niemals haben wir es nötig, eines sinnlosen Todes zu sterben, wenn wir nicht ein sinnloses Leben lebten. Selbst ein vom Dach stürzender Stein kann dein Leben nicht um Sinn und Würde bringen, wenn es bis dahin ein Ganzes war, wenn du Wesen und Wirklichkeit lebtest bis zum Augenblicke dei-

nes Todes: auch das Fragment ist ein Ganzes, wenn es von einem Meister stammt. Wohl aber kannst du dein Leben schänden, wenn du den Tod versäumst, sobald er in dir reif geworden ist. Viele waren zu feige, ihr Leben selbst zur rechten Zeit zu enden, sie lebten weiter als Verweste oder Entseelte, lebende Leichname, bis sie der natürliche Tod aus dem Wege räumte; wer vermöchte das eine Bejahung des Lebens zu nennen, was doch Verneinung seines tiefsten Sinns und Wesen ist! Viele aber starben von eigner Hand, um das Leben rein zu halten, seinen Sinn zu retten, und ihr Tod war ein hohes und letztes Ja. Der Tod ist aus dem Leben nicht zu trennen: wer dies erkannt hat, tritt ein in die große Brüderschaft vom freien Tode; die einzige Brüderschaft, die auch eine des ganzen großen Lebens, des ganzen gewaltigen Schicksals ist.

Nimm an, es sei einer von einer schweren

Krankheit befallen, die unter unsäglichen Schmerzen zum Tode führt, ohne daß Rettung möglich wäre. Hat es Sinn, solches zu ertragen? Es kommt auf dein Leben an, kommt drauf an, ob du dieses Scheußlichste als ein Stück deines dir gehörigen Schicksals anerkennst oder nicht. Vielleicht heißt dich eine tiefe Demut alles ertragen, was Gott dir schickt; vielleicht lechzt etwas in dir danach, das höllische Feuer schon im Diesseits zu durchschreiten, um ganz rein durch das Tor des Todes zu gehn; vielleicht will ein Trotz in dir sich auch gegen die fürchterlichste Prüfung behaupten. Ist solches oder ähnliches der Fall, so ist das Leiden dein Recht und dieser Tod dein Eigen. Ohne dies aber ists ein elendes Verrecken, das mit deinem Dasein nicht das geringste zu schaffen hat; eine grausige Zufälligkeit, der du nur entgehst, wenn du den freien Tod wählst und damit Zeuge wirst für deine Wahrheit, die dieses Leiden nicht will.

Nimm an, es sei einer in eine Schuld verstrickt, die nicht anders als mit Schande gebüßt werden kann. Hat es Sinn, sie auf sich zu nehmen? Es kommt auf dein Leben an. Du mußt wissen, ob du die Kraft hast, aus dieser Niederlage mit neuen Kräften hervorzugehen, ob die verhängte Strafe Bestes in dir zermalmt oder steigert. Vielleicht ist es sehr nötig für dich, daß du dich einmal preisgegeben fühlst, um eine insgeheime Sehnsucht deiner Seele erfüllt zu sehn; vielleicht brauchtest du den Druck als Prüfstein deiner eigenen Härte und sollst erproben, daß nichts deinem Wesen etwas anhaben kann. Viele Möglichkeiten sind da, denen du dich gewachsen zeigen kannst. Aber wenn du aus dem Gefängnis kommst als ein jämmerlich Zerbrochener, dann wäre es besser gewesen, du hättest durch einen freien Tod Zeugnis abgelegt für deine Wahrheit, daß Tod der Schande oder auch der Schuld vorzuziehen ist.

Nimm an, du habest dein Leben Schritt für Schritt erfüllt bis in die letzte Möglichkeit und stündest nun vor der Wahl, sinnlos zu leben oder zu sterben und damit dein Werk zu besiegeln. Kannst du zaudern?

Nimm an, du solltest den Tod erleiden um deiner Wahrheit willen. Hier wird es sich entscheiden, ob es deine Wahrheit, Teil deines Schicksals ist, oder vielleicht nur ein zufälliger Fund auf deinem Wege. Ist sie wirklich deine, so wird sie nur leben, wenn du stirbst; dein Untergang wird ihr Aufgang sein.

Nimm an, es habe einer die letzte Wahrheit aller Menschen gefunden. Kann er einen andern Weg gehn, als den zur Schädelstätte? Denn wenn eine Wahrheit die aller Menschen ist, so muß sie leben können, wenn der Mensch gleich stürbe. Alle große Wahrheit braucht die Bestätigung durch das Schicksal, um frei zu werden und andern Schicksal sein zu können.

Niemals kann Tod beweisen, daß etwas richtig ist. Aber immer beweist der freie Tod, daß etwas Wahrheit ist, mit der ein Mensch leben und sterben kann. Es ist die letzte Probe, die einzige, die beweist. Nicht immer braucht der Tod gewaltsam zu sein. Es gibt Begnadete, die erlöschen von selbst wie eine verzehrte Kerze, wenn ihre Wahrheit wirklich wurde; in ihnen ist Dasein und Schicksal eins geworden. Aber von allen andern fordert die Wahrheit die Todesprobe, und wer sich ihr entzieht, wird seinem Schicksal untreu.

Es gibt keinen freien Tod, der bloße Feigheit wäre; dazu ist das Sterben zu schwer. Selbst ein Feigling traut sich in die unmittelbare Nähe des Todes, er bringt es, wenn es nicht anders geht, fertig, um den Tod zu spielen wie in einer Lotterie. Aber den unentrinnbaren Tod wählt keiner, der nicht Zeugnis abzulegen hätte für die Wahrheit. Und noch den armseligsten kleinen Lauf-

burschen, der sich um eines Nähmädchens willen mit Lysol vergiftet; den verurteilten Mörder, der sich in der Zelle erhängt; den geschaßten Offizier, der sich erschießt — sie alle noch knüpft ein geheimnisvolles Band an den Heiland, der auf Golgatha starb. Denn auch dieses war ein freier Tod; nie hätte einer glauben können, die Welt zu erlösen, wenn man ihn gegen seinen Willen, einen verzweifelt sich Sträubenden, zur Richtstätte geschleift hätte.

Jeder Tod ist schön, der ein Schicksal bestätigt.

Jeder Tod ist abscheulich, der mit dem Wesen des Menschen nichts zu tun hat, sondern ihn abmurkst wie der Mörder sein Opfer, selbst, wenn er statt des Messers ein trügerisch einschläferndes Gift als Werkzeug wählt.

Dieser elende Tod ist der Tod der Zivilisation, die vor der Wahrheit bange ist. Es ist logisch, daß sie den freien Tod nicht

duldet, außer wenn sie ihn als Mittel zu ihren eigenen Zwecken einmal brauchen kann. Es ist logisch und ehrlich, daß sie die Selbstmörder aus den gepflegten Gräberreihen verbannt, wo die Menschen schlummern, die nicht noch aus dem Tode eine offene Rebellion gegen die heilige Ordnung machten. Wenn sie heut in diesem Punkt tolerant wird, so beweist das nur, daß sie sich stark genug fühlt, der Auflehnung zu trotzen. Sie verläßt sich auf die Entwicklung: einst wird der Tag kommen, da keiner mehr wird sterben wollen, wenn er genug zu fressen hat, und da das Wagnis des Todes nur noch unternommen werden wird, um besser zu fressen zu kriegen: Rekordpreise für den, der sich auf irgend eine unwahrscheinliche Weise den Hals zu brechen riskiert, damit die Kaffern desto größeres Vergnügen an der eigenen Sicherheit finden.

Wir aber wollen den freien Tod heilig halten. Er ist noch in seiner vermickert-

sten Gestalt größer als der Tod durch Zufall, der der Tod der vielen ist. Wenn sich die Zeit einmal erneuert, so wird es im Zeichen des freien Todes sein. Wir werden ihn nicht immer erkennen; denn Selbstmord ist ja immer nur ein Grenzfall. Aber wir werden ihn spüren am Leben selbst: wenn er die Wahrheit über die Sicherheit, das Schicksal über das Dasein setzt.

Er bedarf keines Kults; er bedarf keiner großen Worte, wenn einer erst eingesehen hat, wieviel größer ein Menschentod ist als ein Heldentod; er bedarf keiner Feste, die nur die ganze gemeine Geilheit des schicksallosen Lebens herauskitzeln würden. Er wird still bleiben, stumm, schlicht; eine große Selbstverständlichkeit derer, die sich an ihrem Schicksal erkennen; ein Sinken oder ein Sturm in das eigne letzte Geheimnis, das nicht mehr mitteilbar ist, weil es in dem gleichen einzigen Augenblicke, da es lebte, stirbt.

•

Da das letzte Geheimnis sich erst im Tode löst, können alle andern Wahrheiten nur vorläufige sein, so unbedingt und ganz sie den jeweiligen Zustand erfassen. Aber dieser Zustand ändert sich schon dadurch, daß die Wahrheit, wie sie aus dem Leben sprang, auch wieder ins Leben zurückströmt. Wir sind selbst in beständigem Flusse; keine aufspringende Welle hat ihre Bedeutung aus sich, sie hat sie nur in und mit dem Strome. Darum können wir uns kein letztes Bild von uns oder andern machen, wenn wir den Augenblick noch so genau festhalten; erst der Ablauf, in dem sich Druck, Richtung und Ziel offenbaren, gibt dem Bilde Sinn und Deutung. Es haben

jeweils in der Welt viele den gleichen Gedanken, das gleiche Gefühl, ja die gleiche Wahrheit; dies alles besagt uns nichts, wenn wir sie nicht in ein Schicksal gestellt sehn, nicht erkennen, wie sie wurden und wirken. Wenn das Werk letzter und stärkster Ausdruck einer Persönlichkeit ist, so wird dieses Werk immer nur dann zwingen, wenn wir außer dem Wie das Warum und Wohin fühlen; wenn wir in ihm das Schicksalhafte erkennen. Es gibt kein Werk von Rang, das nicht zugleich eine Erfüllung und eine Befreiung wäre. Darum ist das Werk dem Leben dessen, der es schuf, zutiefst verhaftet.

Alles Schaffen ist ein Versuch, unter Gefahr des Lebens sich selbst, seine Wahrheit, sein Schicksal aus der Verstrickung, dem Chaos, dem Zufall zu gewinnen und zurückzuholen. Gott schuf den Menschen, der Mensch schuf Gott, um wahr zu sein: sich selbst zum unerbittlichen Spiegel. Wie der

Mensch an sein Werk, so ist Gott an die Welt gekettet als an sein Schicksal. Oder glaubst du, daß er sich selbst hätte ans Kreuz nageln lassen, wenn ihm die Welt nur so zufällig aus dem Ärmel gerutscht wäre? Er hat es sich freilich ein paar tausend Jahre überlegt, bis er auf die Schädelstätte herabstieg, um sich zu seinem Schicksal zu bekennen; er hat versucht, es zu verleugnen, umzubiegen, aufzuheben. Aber es war stärker als er und zwang ihn zu sich. Alle Götter gehen diesen Weg in eigner Person oder in ihren Söhnen, die sie selbst sind. Ebensowenig wie Jehova blieb es Odin erspart; auch er mußte durch einen Tod hindurch, um das Runenlied zu finden, in dem sich der ewige Zusammenhang der Wahrheit und des Schicksals enträtselt:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
neun lange Nächte,
vom Speer verwundet, dem Odin geweiht,
mir selber ich selbst,
am Ast des Baums, dem niemand ansieht,

aus welcher Wurzel er sproß.
Sie reichten mir nicht Brot noch Met;
da neigt ich mich nieder,
auf Runen sinnend, lernte sie seufzend,
endlich fiel ich zur Erde.

Dadurch, daß das Werk aus einem Leben und Schicksal geboren wurde, erhält es seine innere Form, sie ist sein eigentümliches Geheimnis und ewiges Rätsel. Werke sind vieldeutig; auch wenn sie zur reinsten Gestalt emporgehoben sind, tragen sie noch Erinnerung an unlösbaren Widerspruch in sich. Sie reichen, mögen sie auch noch so stark aus der Zeit gespeist sein, mit den Wurzeln viel tiefer hinab in unbekannte Schichten und darum, dank dieser Ladung mit dunkler Energie, mit der Krone auch weit über sie hinaus. Es bedarf des Abstands, um sie in ihrer ganzen Ausdehnung zu erkennen. Man wird sie niemals aus ihrer Zeit allein verstehn; niemals wenigstens ihr Wesentliches. Sie lassen sich nicht in Entwicklungen einreihen, sondern sind plötzlich da.

Was wir Entwicklung zu nennen pflegen, ist vielmehr Abbau als Aufbau. Immer steht am Anfang etwas Großes, was nicht wieder erreicht wurde; das Endergebnis der Entwicklung ist niemals das neue Große, sondern stets nur eine Hebung des Niveaus, die freilich den Vorzug hat, daß man nun die wirkliche Größe besser erkennt. Was entwickelte sich wohl aus dem ganzen Sturm und Drang? Er brachte es zu keinem Endgipfel, der „Götz“ stand an seinem Anfang; aber als er zu Ende und Stillstand gekommen war, sah man ein ganz Großes zum ersten Mal in seiner vollen Glorie: Shakespeare. Welche eigne Leistung hat die ältere Romantik aufzuweisen, die sich mit dem Gipfel vergleichen ließe, den sie nur sichtbar machte: Goethe? Welche Leistung der jüngeren Romantik erreichte das Vorbild, zu dem sie den Ausblick eröffnete: die deutsche mittelalterliche Dichtung? Hat der Naturalismus der achtziger Jahre etwas Größeres

hervorgebracht als die Werke seines Beginns, die „Weber" und den „Phantasus", und ist nicht daneben sein größtes Verdienst, daß er den Blick auf Nietzsche freimachte? Ist die ganze moderne Literatur, soweit sie in einer wirklichen Bewegung, der expressionistischen, steht, etwas andres als ein Abbau Strindbergs, dessen einzige Herrlichkeit immer offenbarer wird, je eifriger die Kleinen ihm nachdichten? Es gibt keine Entwicklung zu Großem, sondern immer nur Großes durch Neugeburt aus dem Schicksal. Dieses Neue und Große schießt hoch empor über das jeweilige Entwicklungsniveau, und es bedarf einer neuen sogenannten Entwicklung, das heißt eines abermaligen Abbaus, damit es erkannt werde. Aus diesem Grunde ist der Abbau nützlich; Seismos selbst, der das neue Gebirge emporstemmte, ruft die fleißigen Ameisen, die Goldadern zu suchen, und die Pygmäen, die Klüfte zu besiedeln: „zeigt sich eine Fel-

senritze, ist auch schon der Zwerg zur Hand". Aber diese Nutznießer und Ansiedler sind nicht Wesentliche, brauchen es wenigstens nicht zu sein; ihnen bleibt der Weg zum Mittelpunkt erspart, die Kraftleistung, das Wagnis und der Tod. Darum gehören sie zu den Zivilisationserscheinungen; auch dann und erst recht, wenn sie sich Primitivität und Unmittelbarkeit anschminken. Wer wirklich aus dem Ungeformten, dem rastlosen Strom, dem Schicksal herkommt, der strebt zu einer hohen Selbstverständlichkeit der Form, die das Rätsel in sich und nicht außen trägt. Das Wunder einer Pflanze besteht nicht in einer bizarren Gestalt der Blätter, sondern darin, daß sie sich aus dem Formlosen nach einem Gesetz baute, innerhalb dessen diese bizarre Gestalt natürlich und ebenso selbstverständlich ist, wie der einfachste Umriß es nach dem Gesetz einer andern Pflanze wäre.

Das Werk ist reine und unbedingte Ver-

körperung eines Lebensgesetzes; sein ewiger Ausdruck, weil es dauert, während alle andern Verwirklichungen sterben. Die Dauer gibt ihm seine Sonderstellung und seinen Wert. Aber sie wäre nur ein ganz äußerlicher Vorzug, wenn es keine Menschen mehr gäbe, die es seinem Wesen nach erfassen: also Lebendige, die aus ihrem eigenen Schicksal heraus das Schicksalhafte des Werks verstehen. Die Schöpfung wird immer nur denen etwas sagen, die selbst irgendwie schöpferisch sind: und sei es auch nur dadurch, daß sie ein eignes schlichtes Leben nach dem Gesetz der Wahrheit verwirklichen. Nur, wo solche Menschen sind, bleibt das Werk lebendig; denn nur von solchen Menschen hat es den Ursprung. Nicht künstlerischer Ehrgeiz hat die Dome gebaut, sondern der Glaube; und nur, wer den Glauben als eine Macht seines Lebens fühlte, fühlt sein ganzes Dasein von dem schwindelndem Empor der Säulen hochge-

tragen.

Gäbe es auf der Welt nur noch Kaffern, so verlöre das aus Wesen und Schicksal geborene Werk den Sinn; keine Bildungskafferei könnte es dem Leben zurückschenken, ebensowenig, wie sie den Ichthyosaurus wieder lebendig machen kann. Die Zivilisation fühlt, daß hier etwas zugrunde geht, und so baut sie ihm wenigstens pompöse Leichenhallen wie Museen und Bibliotheken oder Volksbühnen, sorgt auch durch Bildung des Geschmacks, daß jeder ihm eine Grabrede zu halten imstande sei. Inzwischen wuchern das Kunstgewerbe, das Kino und die gesinnungslose Presse, also die drei Mächte, die gqnz vorwiegend der Ausrottung der Wahrhaftigkeit, des Denkens und der Verantwortung dienen. Und die, die vielleicht das Zeug dazu hätten, immer und überall die letzte Wahrheit zu sagen, huldigen ihnen, weil sie leben wollen. Sie lügen vielleicht nicht, aber sie schweigen. Und viele, die re-

den, tuns, weil eine andre Lüge sie nährt.

Es gibt keinen Weg zur Verwirklichung, als das Schicksal.

Es gibt keine Erfüllung der Möglichkeit, als das Werk.

Es gibt keine Besiegelung, als das Wagnis des Todes.

Geh hin, kleines Buch. Auch du bist eine Verwirklichung; eine Erfüllung; eine Besiegelung.



Glaube nicht, daß etwas zu winzig sei, um eine ewige Wahrheit in sich zu fassen. Auf die Keimkraft kommt es an. Wie aus der Eichel ein Baum, aus der Samenzelle ein Mensch — so wächst aus manchem kleinen Leben großes Schicksal; dein eigenes.

Du sollst nicht darauf lauern oder Angst haben. Die Absichtlichen und die Kleinlichen zählen nie zu den Auserwählten; ihre Dürftigkeit und Vorsicht prädestiniert sie geradezu für das Kafferntum. Man kann wahr sein auch im Irrtum, wahr werden aus der Lüge, und vielleicht ist es dem echten Menschen verhängt, daß er durch tausend Wirrnisse hindurch muß, um ans Ziel zu gelangen. Ja, vielleicht weiß man erst wirk-

lich um die Wahrheit, wenn man die Lüge am eigenen Leibe erfahren hat; vielleicht wird man erst Mensch, wenn man die Abscheulichkeit des Kafferntums an sich erkannte; vielleicht reift einem erst das Schicksal zu, wenn man unter der grausigen Bedrohung des Zufalls litt. Mag sein, daß es Menschen gibt, die nie in die Verstrickung der Welt verfielen. Ich kenne keinen. Selbst die Flucht und die Wüste schützt nicht vor ihr, wie schon die Väter wußten.

Die großen Schicksale haben immerdar die Einsamkeit gesucht, die Einsamkeit gebraucht, in der Einsamkeit geendet. Aber sie haben sich durch die Welt hindurchgemüht. Sie haben den Rohstoff, den Alltag, selbst die Verworfenheit nicht gescheut, sind auch wohl selbst der Schwere verfallen. Aber immer wieder erkannten sie das Licht in sich, erkannten es auch im andern, selbst in der entsetzlichen Verfinsterung; denn alles Licht ist gleichen Ursprungs. Und sie nahmen bei

der eigenen Auffahrt die verstreuten Funken mit empor, trugen sie hoch, dem ewigen Herd entgegen. Es war nötig, unterzusinken, um das verirrte Licht zu finden. Wenn es wahr ist, daß die Sophia in die Knechtschaft der Materie verstoßen wurde: wie wolltest du sie befreien, wenn du nicht selbst in die Tiefe sankst?

Es ist eine Kaffernlegende, daß Christus in die Hölle fuhr, den Verdammten zu predigen, selbst ein Sündloser und Entkörperter denen, die dem Fleisch und allen Lüsten und Lastern versklavt sind. Hätte er es getan: diese Expedition hätte mit einer furchtbaren Niederlage enden müssen, mit einer schimpflichen Austreibung oder Flucht. Denn welche Überzeugungskraft konnte ausgehen von einem Schönredner, der nicht einmal die Möglichkeit der Sünde mehr hatte? Die wahre Höllenfahrt Christi war seine Niederkunft ins Fleisch, die Erlösung, daß er dieses Fleisch ans Kreuz trug; Mensch, in dem

durch das Fleisch auch die böse Möglichkeit des Menschen und seine Verzagtheit wohnte. Das Göttliche muß durchs Fleisch hindurchgehn, um das Göttliche aus dem Fleisch zu befrein.

Je tiefer einer hineinsinkt in die Verstrickung, um so mehr Leben befreit er durch seinen eignen Aufstieg. Darin ist die tiefe erlösende Kraft derer gegründet, die sich selbst im Steigen aus der Tiefe vollendeten. Dante schritt vom untersten Höllenring empor zum Paradiese: einen inneren Weg, dessen Spur aus der Hoheit seines strengen Antlitzes leuchtete. Dostojewsky wurde in die Katorga gestoßen, aus diesem Abgrund herauf trug er die Gewißheit, daß überall Licht der Erlösung harrt. Goethe gar erfuhr die übelste Verstrickung: die in das Kafferntum; aus dieser schäbigsten aller Höllen, aus der bloßen Nützlichkeit, der Zivilisation, dem geschäftigen Betrieb hob er den edlen Sinn der Tätigkeit so lauter und rein,

daß er wagen durfte, ihn mitten in den Himmel hinein zu pflanzen. Hier sind Schaffende, die über das Werk hinausragen. Erlöste und Erlösende, weil ihr Ziel über das eigene Schicksal hinaus zum Ziel der vielen wuchs. Es weist etwas hinaus über die Erfüllung in die Vollendung.

In diesem Zeichen des Darüber-Hinaus reckt sich das Kreuz auf der Schädelstätte tief ins Nadir und hoch ins Zenith, bis es kristallene Achse wird, um die die Erde sich dreht und die Himmel sich schwingen.

Selten sind die großen Erlösungen, hundert Jahre und tausend müssen vergehn, ehe eine zeitig wird. Aber sie sind Symbol der Erlösung auch des Menschen, der nur einer ist von vielen.

Manches dunkle Kreuz, an dem ein Namenloser hängt, wandelt und wandle sich in einen lebendigen Baum, der Blüten treibt und Jahr für Jahr seine Früchte rundet und reift als eine ewige Treue.



Inhalt

